Pol. g.
397re

Pol.g. 397 rc
~~38~~ x

Hegewisch

Eigenthum und Vielkinderei,

Hauptquellen

des Glücks und des Unglücks der Völker.

Eigenthum und Fortschritt.
Nicht: Fortschritt und Eigenthum.

Von

F. Baltisch.

= Franz Hermann Hegewisch.

Kiel.
Schwers'sche Buchhandlung.
1846.

119. B.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Dem Professor — Staatsmann

in Bonn,

Verfasser der Geschichte der französischen Revolution u. s. w.

gewidmet

von einem der Seinen.

Kiel, im deutschen Herzogthum und Bundesstaat

Holstein,

den 1. Januar 1846.

Inhaltsanzeige.

Seite

1. Malthus ... 1
2. Cancrin ... 7
3. Simplex sigillum veri ... 14
4. Ein etwas verwickelter Fall ... 31
5. Stabilität des Eigenthums und Vielkinderei ... 37
6. Vielkinderei und Concurrenz ... 50
7. Elend der Schwerarbeitenden ... 63
8. Ungerechte Anklagen ... 75
9. Was der Staat nicht vermag ... 94
10. Privatwohlthätigkeit; Entwurf einer Hülfs- und Belohnungsanstalt ... 111
11. Die Proletarier können nur sich selbst helfen ... 119
12. Wiefern die Geistlichen helfen könnten ... 127
13. Nothwendigkeit, unsere Hoffnungen zu mäßigen ... 136
14. Proletarier des Adels ... 144
15. Vielkinderei der Bürger ... 151
16. Pflicht der Regierung, Schuz für Besiz und Arbeit zu verleihen; Arbeit der Völker, Arbeit für Deutschland ... 156
17. Agrargesezgebung ... 166
18. Schuz für Eigenthum und Concurrenz, vereinigt in der constitutionellen Monarchie; die Menschen werden mit der Erde fertig ... 174

1.

Malthus.

Für den menschenfreundlichen Politiker scheint keine Aufgabe wichtiger, als die Erforschung der Ursachen des Unglücks, der Unzufriedenheit unter den zahlreichern Classen der Bürger, denn, wenn die Ursachen des Uebels deutlich geworden sind, so wird es entweder möglich sein, die Mittel zur Abhülfe zu finden, oder erlaubt, die Klagenden auf Ergebung hinzuweisen. Wie tausend andre philanthropische Schwärmer, habe auch ich in meiner Jugend geschwärmt für die unbegrenzte Vervollkommnung der bürgerlichen Gesellschaft, für die Erhebung der unteren Classen. Ich habe geglaubt an den Satz: es sei möglich, billig, der Gerechtigkeit gemäß, daß den armen Kranken dieselbe Hülfe und Pflege veranstaltet werde, wie den reichen Kranken; bin an die Cur der Armuth gegangen, muthvoll, wie ein junger Arzt an die Cur der Phthisis; bin auch durchdrungen gewesen von dem vorn verführerischen aber verderblichen Grundsatze: der Mann will arbeiten, kann arbeiten, also ist es Pflicht, ihm Arbeit zu verschaffen. Jetzt bin ich ein Sechziger, ich will ein Wort der Erfahrung sprechen, werde aber von manchen Jüngeren wenig oder unwillig gehört werden. Früh trennte mein Weg mich von den jugendlichen Politikern, welche das Unmögliche von einer guten Regierung hoffen und fordern, wie die Jungfrau von der Ehe; nie werde ich den Eindruck vergessen, den ein schneller Uebergang aus dem kaiserlichen Frankreich in das Land des

Gesetzes, in die Hauptstadt des freien Englands in mir zurück ließ. — Als Arzt habe ich Gelegenheit gehabt, Reich und Arm kennen zu lernen. Wer zu den Menschen kommt, lernt sie besser kennen, als wer die Menschen zu sich kommen läßt. Am beßten kann derjenige die Wirklichkeit der menschlichen Verhältnisse sehen, der die Menschen in ihren Schlafstuben oder Schlafstellen beobachtet. Von früh her habe ich Mitgefühl, Aufmerksamkeit, Eifer gehabt, nicht nur für die einzelnen Menschen, sondern auch für die ganzen Classen, für das ganze Vaterland, nicht nur für den augenblicklichen Zustand, sondern auch und hauptsächlich für die Ursachen des Glücks und des Unglücks, für die Physiologie und Pathologie der bürgerlichen Gesellschaft. Deshalb hat mich in meiner Jugend kein Buch mehr ergriffen, als das berühmte Buch des Malthus, von der Volksvermehrung. M. on the principle of population. Uebersetzung. Altona, 1807. Denn, wenn das Glück der Menschen großentheils abhängt von der Vertheilung der Güter unter alle die, welche derselben bedürfen und darnach verlangen, so ist klar, daß die erste Hauptfrage ist: unter wie Viele soll die vorhandene Gütermasse vertheilt werden? Ist diese Zahl eine sich gleich bleibende oder eine wechselnde, vielleicht eine stetig zur Vermehrung geneigte? Es kommt durchaus nicht an auf das absolute Viel oder Wenig der vorhandenen Lebensmittel, sondern auf das relative Viel oder Wenig, auf das Verhältniß der Zahl der Bedürftigen zu der Summe der vorhandenen Güter. Das ist der einfache Kern der Malthus'schen Lehre und zugleich der Theorie der Nationalwirthschaft, des Volksglücks und der Wohlthätigkeit.

Oft bin ich getadelt, ja verspottet worden, weil ich festgehalten habe an der Malthus'schen Lehre. Um mich zu trösten, zu stärken, habe ich oftmals mich erinnern wollen und

müssen an das, was dem hochverdienten Doctor Jenner widerfuhr. Jenner war Mitglied eines ärztlichen Vereins in Glostershire. Voll von Gedanken über die wichtige Schutzkraft der Vaccine und die Möglichkeit der absichtlichen Uebertragung des Exanthems von der Kuh auf den Menschen, sprach er oft und oft von seiner Absicht, seiner Hoffnung, bis am Ende die ungläubigen und gelangweilten Collegen den Entschluß faßten: wenn der Doctor Jenner nicht aufhört, von seiner Vaccine zu sprechen, so soll er excludirt werden. Uebrigens wäre es nicht richtig, den Vergleich zwischen Malthus und Jenner zu weit zu treiben. Dieser hat das Schutzmittel gegen eine schlimme Krankheit angerathen, ohne die Natur derselben zu ergründen, jener hat die Wurzel eines allgemeinen Uebels gezeigt, aber ohne ein specifisches Heilmittel zu entdecken. Wir sind dem Malthus Dank schuldig, wie dem pathologischen Anatomen, welcher das abnorme Organ aufzeigt. Durch solche Darlegung fallen eine Menge bisher geglaubter Irthümer hinweg.

Da der Mensch nicht leben kann ohne die Früchte der Erde, kein Mensch jedoch arbeiten wird, wenn er nicht sicher ist, die Erndte, die Frucht seiner Arbeit zu genießen, so ist unverkennbar, daß vorab, vor allen Fragen, die das Verhältniß der Menschen zu Menschen betreffen, also vor allen rechtlichen Fragen, diese Hauptfrage gelös't werden muß: wie ist das Verhältniß der Menschen zur Natur? Diese Aufgabe hat Malthus gelös't, wie keiner vor ihm. Es ist das Ei des Columbus. Dennoch ist die Lehre des Malthus bisher nur in England allgemein anerkannt. Einige Eiferer aus der anglikanischen Geistlichkeit, welche sich an den Buchstaben des biblischen Satzes: seid fruchtbar und mehret euch, klammerten, um Malthus zu verdammen, können jetzt gar nicht gezählt werden. Aber auf dem Continent sind bis heute fast mehr

Widersacher als Bekenner der Malthus'schen Lehre. Daß die Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften in Paris sich für Malthus ausgesprochen und ihn zum auswärtigen Mitgliede erwählt hatte, ist von geringer Wirkung gewesen. Die Theorie von der Freiheit und Gleichheit ist dem großen Haufen, vornämlich mit Hülfe des Neides gegen die Reichen, die Besitzenden überhaupt, viel willkommener und faßlicher gewesen. Die ehrlichen Widersacher der Malthus'schen Lehre glauben im Ernst, daß es die Pflicht jedes Menschenfreundes sei, der als menschenfeindlich verschrieenen Lehre sich zu widersetzen. Aber die Wahrheit ist, daß niemals ein gründlich menschenfreundlicheres Werk geschrieben ist, als das von Malthus. Zwar haben manche berühmte deutsche Historiker und Politiker einen lebhaften Haß gegen Malthus, aber das beweis't nur, daß sie das Werk nicht haben verstehen können oder wollen, und eben dadurch unfähig sind, den Gang der Geschichte und die großen Fragen der Gegenwart richtig zu beurtheilen. Wäre die Aufgabe zu irgend einer Zeit, an irgend einem Orte nur diese: eine bestimmte Zahl Menschen, die sich immer gleich bleibt, satt und glücklich zu machen, ja da wäre guter Rath nicht so theuer, wie er wirklich ist, wesentlich, weil die Aufgabe nie eine scharf begrenzte, sondern eine unendliche ist, weil die Menschen, sobald sie sich wohl fühlen, unvermeidlich geneigt sind, sich zu vermehren und zahlreiche Kinder zu hinterlassen. Darin liegt der Hauptgrund, weswegen es eben so thöricht als ungerecht ist, zu verlangen, daß die Habenden das Ihrige hergeben sollen, damit alle Güter zu gleichen Loosen an alle Menschen vertheilt werden; die Gleichheit der Loose würde wegen Zunahme der Volkszahl nimmermehr eine gleiche bleiben.

Vor beinahe 40 Jahren bemühte ich mich, den Malthus meinen Landsleuten bekannt zu machen; nach diesem langen

Zeitraum ergreife ich in dieser Sache wieder die Feder und halte mich befugt, allen denen, die es ehrlich mit der Politik meinen, das ist, die sich interessiren für die Regeln, welche das glückliche Zusammenleben der Eigenthümer und der Arbeiter möglich machen, angelegentlichst zu empfehlen, daß sie den Malthus ohne Verzug studiren. Oft bin ich ungeduldig gewesen gegen meine Landsleute, welche dem heilsamen Malthus nicht die Aufmerksamkeit schenken wollten, die sie dem Jenner mit Eifer und mit Erfolg widmeten und die Malthus doch hundertmal mehr verdient. Ich versichere, daß nach allen Erfahrungen, welche der Lauf der Jahre gebracht hat, die Ueberzeugung von der Malthus'schen Lehre noch fester in mir geworden ist, als zuvor. Gegen vielfache thörichte Spottreden über Malthus, über den mißverstandenen Malthus, habe ich geschwiegen, denn ich durfte meinem Worte nicht mehr Kraft zutrauen, als dem Worte des Meisters. Aber in Deutschland ist Standhaftigkeit das erste Erforderniß, wenn man etwas erreichen will, und so unternehme ich es noch einmal, meine Ueberzeugung auszusprechen, angeregt theils durch eine besondere Veranlassung, theils und vorzüglich durch die Ausbreitung der communistischen Lehren in Deutschland. Der Arzt ist gewohnt, geübt, die nackte Wirklichkeit zu sehen, zu beurtheilen, hat den Illusionen entsagt, deswegen war ein Arzt mehr geeignet, als mancher andere Menschenfreund, die folgenden Blätter zu schreiben, welche, nach Malthus, als Beitrag zur pathologischen Anatomie der bürgerlichen Gesellschaft betrachtet werden mögen. Aber nur in abgerissenen Stunden ist die Feder flüchtig gebraucht worden.

Die erwähnte besondere Veranlassung besteht darin, daß ich neulich die Freude hatte, ein gutes Zeugniß für Malthus zu lesen, wo ich es am wenigsten erwartete. Das Zeugniß betrifft nicht den Namen, aber das Wesentliche der Malthus'schen

Lehre; das Zeugniß für die Wahrheit wird dem Zeugen fast unwillkührlich entrissen. Dem Mann, dem Urheber, das gebührende Lob zu zollen, kann man sich doch noch nicht überwinden, so sehr scheint, von der deutschen Schule her, der Widerwille gegen den Namen Malthus dem Verfasser anzukleben. Ich kann mir nicht versagen, die betreffende Stelle aus dem Buche eines praktischen Politikers zu citiren, denn sie ist Ursach, daß ich nochmals das Wort genommen habe und was mehr ist, sie verkündet, daß die deutschen Politiker, je mehr sie praktisch werden, desto mehr die Thesis des Malthus zu würdigen verstehen werden.

2.

Cancrin.

Die Oeconomie der menschlichen Gesellschaften. Von einem ehemaligen Finanzminister. Stuttgart, 1845.

Der Verfasser ist Graf Cancrin, lange Zeit russischer Finanzminister. Graf Cancrin ist der erste deutsche Staatsmann, der seit dreißig Jahren, aber leider nicht auf deutschem Boden, sondern in einem fremden Reiche, eine vollständige That gethan hat, ich meine die Intensität, nicht die Form der Handlung. Desgleichen ist in Deutschland, seit mehr als einem Menschenalter, nicht zu nennen. Seit Blücher sein Schwerdt in die Scheide steckte, rostet die Thatkraft aller öffentlichen Charaktere und sein prophetisches Wort von den Federn der hochgestellten Herren ist allzusehr in Erfüllung gegangen. — Der große deutsche Zollverein ist bisher eine halbe That, die Paragraphen der Bundesacte sind kaum zur Hälfte erfüllt.

S. 65 der angeführten Schrift heißt es:

‚Von der Bevölkerung.'

‚Es gab eine Zeit, wo man Alles in allgemeinen Theoremen aussprechen wollte, und sich mit ihnen hoch über alle Erfahrung erhaben glaubte. So wurde auch Vermehrung der Bevölkerung eines Landes unbedingt für ein großes Gut gehalten. Jetzt, wo man die Theoremen mehr an dem historischen Gang der Dinge und den factischen Aeußerungen

des gesellschaftlichen Lebens zu berichtigen sucht, denkt man anders.

Es giebt allerdings eine Grenze der Bevölkerung, jenseits derer ihre Vermehrung mehr Uebel als Gutes bringt; diese Grenze kann theoretisch ermessen, aber nicht factisch festgehalten werden, ermessen selbst nur in ungefährer Annäherung.

Wenn die Naturkraft eines Landes in allen Zweigen so weit entwickelt und benutzt ist, daß ein bedeutender Grad von Cultur existirt, aber doch auf jedes Individuum im Durchschnitt noch eine bedeutende Quote von Naturkraft kommt, da ist die Grenze der Bevölkerung. Wird letztere bedeutend größer, so kann zwar die Naturkraft durch Capital, Arbeit und Intelligenz noch sehr gesteigert werden, aber nicht im Verhältniß gegen die Vortheile der früheren. Der Antheil der Individuen an der Naturkraft, der Grundquelle aller Production und alles Einkommens, wird daher immer kleiner; es entsteht jenes verzweifelte Ringen nach Existenzmitteln, das wir in hochbevölkerten Ländern kennen, die Proletarier, die Bettelarmen, die Schwindler, die Verbrecher mehren sich. Es giebt freilich mehr recrutirungsfähige Menschen, sie sind aber schwächer an Körper und Muth, denn selbst die physische Kraft sinkt, und der Menschenschlag wird ärmlicher. Leicht begreiflich erstreckt sich dies nicht auf alle Classen und alle Individuen jeder Classe, aber der schreiende Abstand der Habenden und der beinahe Brodlosen wird dennoch zu einer immer sich erweiternden Kluft. Kann ein Theil des Volks auf Kosten des Auslandes leben, so ist es besser, aber dies ist an sich precär und bringt neue Verlegenheiten.

Glücklicherweise ist es in keinem Lande noch so weit gekommen, aber in einigen doch schon sehr weit. Der gewöhnliche Reisende täuscht sich in diesem Punkt leicht, er sieht z. B. in England bei dem vielen Großen, Herrlichen, Reichen,

Ausgebildeten, das sein Auge fesselt, in seinem Enthusiasmus, so zu sagen, den Wald vor lauter Bäumen nicht, die Grundübel und das Elend gewahrt er nicht in seinem Umfang.

Es hängt aber von keiner Regierung ab, der Bevölkerung Grenzen zu setzen; auch kann die eigentliche Grenze, wie gesagt, praktisch nicht einmal ermittelt werden, und ist nach Maaßgabe der Naturkraft, des Klima's und mannigfacher Verhältnisse in jedem andern Lande eine andere.

Die Bevölkerung hat eine natürliche Tendenz zur Vermehrung und ohne sie gäbe es keine Völker. Es vermehren sich aber die unteren Classen verhältnißmäßig weit mehr als die höheren; die alten Familien sterben von oben aus und an ihre Stelle steigen andere von unten, denn die höhere Civilisation schwächt die Racen. Wie wenig war in Rom in späterer Zeit von den uralten hegemonischen Familien übrig? Wo ist die Menge einst edler Familien, deren Burgen jetzt in Ruinen liegen? ja, sind nicht die uralten städtischen Familien meist ausgestorben?

Doch möchten wir den Satz von Malthus nicht unterschreiben: die Bevölkerung habe die Tendenz, die Subsistenzmittel zu überschreiten; denn diese wachsen in civilisirten Ländern mit der Bevölkerung; nur unter Wilden und Halbwilden findet man, doch auch nur zeitweise, Hunger und wirklichen Mangel. Allein die Schwierigkeiten des Lebens und die Unsicherheit der Subsistenzmittel werden größer, **man drängt sich um sie vergebens**, und überhaupt werden, um mich dieses Ausdrucks zu bedienen, die Brodschnitte kleiner, je weniger Urkraft der Natur auf ein Individuum kommt, ja Einige, wiewohl selten, können nichts davon erringen.

Natürlich fällt das Uebel hauptsächlich auf die Aermeren; unermeßlicher Reichthum und bitteres Elend können, müssen selbst sich nebeneinander finden.

Im Geist der abstracten Theoremen könnte man sagen, der allzugroße Anwuchs der Bevölkerung werde in der Natur der Sache selbst seine Heilung finden. Denn die Vermehrung der Menschen müsse aufhören, sobald kein Platz, kein Brod mehr da sind. Es ist aber dem in der Wirklichkeit nicht also. Die Armen heirathen fort, oft unbesonnen, oft nicht ohne Grund, denn ein Verheiratheter, wo Frau und Kinder mit arbeiten, schlägt sich oft leichter durch. Die Kinder leben zwar im Elend, allein es kommen doch sehr viele auf, denn ach! der Mensch kann viel ertragen. Uebrigens mag man obigen Satz zugeben, insofern er Einiges wirkt, die allzugroße Vermehrung zu hindern, aber durchaus nicht, wie es im Verhältniß sein müßte, um das Gleichgewicht zurückzuführen. Außerdem giebt die zunehmende Production immer neuen Anlaß zum Wachsen der Bevölkerung, und wo hätte man im cultivirten Zustand Mangel an Lebensmitteln selbst bemerkt, wenn auch die Mittel sie zu kaufen fehlten? Höchstens in Ländern, die an sich nicht genug für ihre Bewohner hervorbringen, und sie gegen Fabricate oder Handelsgewinn kaufen müssen, wenn der Absatz dieser stockt, z. B. in der Schweiz, in den Niederlanden, wo es sein könnte, aber schwerlich gewesen ist. Von Mißerndten ist natürlich hier die Rede nicht.

Aus dem Obigen ergiebt es sich, wie wenig man auf das Theorem bauen könne, fehle es an Absatz einer Sache, werde man etwas Anderes machen. Die Ueberbevölkerung bringt, wenn auch nur epochenweise Arbeitslosigkeit, und an sich ist es nicht leicht, sich auf andere Industriezweige zu werfen, weil auch diese gewöhnlich übersetzt

sind. Der Arbeiter selbst kann aber nur schwer etwas Anderes ergreifen, er versteht es nicht, es fehlt ihm die Gelegenheit, der Muth, bei der Macht der Gewohnheit, er kann seinen Ort nicht verlassen u. s. w. Jener Satz geht also nur auf lange Epochen und heilt im Augenblicke der Noth nichts.'

Es ist wohl kaum nöthig, die auffallenden Widersprüche hervorzuheben, die in den obigen Sätzen liegen. Der kräftige Verstand des Mannes ringt mit dem alten Vorurtheil und kämpft, wie ein Schwimmer, der den Kopf bald über, bald unter den Wogen hat. Fast in demselben Athemzuge wird gesagt ‚die Subsistenzmittel wachsen in civilisirten Ländern mit der Bevölkerung' und ‚man drängt sich um die Subsistenzmittel bisweilen vergebens.'

Hätte der Graf Cancrin Gelegenheit gehabt, die Armen in ihren Wohnungen zu sehen, wie der Arzt, so hätte er unmöglich schreiben können: ‚wo hätte man im cultivirten Zustand Mangel an Lebensmitteln selbst bemerkt, wenn auch die Mittel, sie zu kaufen fehlten?' Wenn man die Welt der Armen kennen zu lernen glaubt, als Reicher, der die Armen zu sich kommen läßt, als Gelehrter oder Beamter aus Büchern oder amtlichen Berichten, so bleibt man immer weit von der Wahrheit entfernt. Jedoch bin ich nach Zeit und Umständen sehr zufrieden gewesen mit den Zugeständnissen, die sich für das Theorem oder die Thesis des vortrefflichen Malthus in dem citirten Kapitel des verstandeskräftigen Finanzministers finden.

Zur Vergleichung, oder vielmehr zum Contrast, mögen hier unmittelbar die Worte eines gelehrten deutschen Professors über denselben Gegenstand folgen. Die Worte dieses sehr gelehrten, aber, wie mir scheint, sehr wenig politischen Herrn, gelten weit und breit als Orakelsprüche. Hr. Pr. B. in L., sagt:

‚Der Nothstand unserer Zeit soll also aus einem Mißverhältnisse der Bevölkerung und der Production entspringen? Es soll Ueberbevölkerung da oder nahe sein? Wäre dies der Fall, so müßte es doch zuvörderst sich in den steigenden Preisen der Lebensmittel zeigen. Aber im Gegentheil sind diese fortwährend im Sinken und ängstliche Landwirthe meinen schon, es werde durch die verbesserten Agricultursysteme zu viel producirt und die Bevölkerung sei nicht im Stande, die jährlich erbauten Früchte zu verzehren. Es ist also Ueberfluß da an Lebensmitteln und doch sollen zuviel Menschen seyn. Ja, entgegnet man, der Mensch braucht mehr als Brod, der Arme kann sich bei allem Ueberfluß und allen wohlfeilen Preisen oft doch nicht das Nothdürftigste verschaffen. — So kommen wir also auf zwei ganz andere Ursachen des Nothstandes: auf die größeren künstlichen Bedürfnisse der Jetztwelt und auf den geringen Verdienst eines Theils der Bevölkerung.‘

O die Weisheit des Lehrers! Als ob ‚geringer Verdienst,‘ das ist geringer Arbeitslohn, nicht in gradem Widerspruch stände mit ‚sinkenden‘ also wohlfeilen Preisen der Lebensmittel.

Nach dem Raisonnement des Herrn B. dürfte man auch schließen: weil die Orangen in Messina, die Austern am Ausfluß des Rheins wohlfeil sind, so ist genug davon vorhanden, um ganz Europa zu versorgen; wenn das Wachs in Deutschland wohlfeil wird, so ist überflüssig Wachs vorhanden, damit in Jedermanns Hause Wachslichter brennen können. — In diesem Augenblick sind die Kartoffeln an manchen Orten wohlfeil, so gerade in Irland, ungeachtet des notorischen Mangels; warum? weil die Verkäufer sich drängen, die Käufer sich zurückhalten, aus der nämlichen Furcht, daß die Kartoffeln sich nicht halten, sondern schnell verderben.

Allerdings geschieht es, daß die Cerealien temporair und local wohlfeil sind, aber was beweis't das? Nicht daß Ueberfluß an Waitzen und Brod vorhanden ist für Alle, die dessen begehren, sondern daß viele Käufer unvermögend sind, ein Aequivalent zu geben, daß der Arbeitslohn zu niedrig ist, um der Familie reichlich Brod zu schaffen. Nirgends in Europa läßt man, mit Wissen und Willen, eine irgend bedeutende Masse von Waitzen ungenutzt verderben; wenn dennoch das Brod für die Armen knapp ist, oder was dasselbe, theuer ist, so geht daraus für den, der sehen will, deutlich, genug hervor, daß ein Mißverhältniß stattfindet zwischen der Summe der vorhandenen Cerealien und der Zahl der Bedürftigen, der Hungernden.

3.

Simplex sigillum veri.

Unzufriedenheit herrscht heute mehr als in gewöhnlichen Zeiten; Epochen von verstärkter Unzufriedenheit kommen im Laufe der Jahre öfter vor. Die Ursachen können ganz verschiedene sein. Das Mißverhältniß der Wünsche zu der Wirklichkeit kann begründet werden durch Uebertreibung der Wünsche, durch Mangel der gewünschten Dinge, durch Vermehrung der Ungerechtigkeiten, durch gesteigerte Empfindlichkeit gegen die Uebel, welche manche Menschenalter hindurch ruhig ertragen würden. Der englische Arbeiter wird unzufrieden sein mit der Mahlzeit die den irländischen Bauer beglückt. Die Franzosen, die Deutschen, würden die Herrschaft der Knute nicht ertragen, der Grieche fühlte sich unglücklich unter der Herrschaft der türkischen Eroberer, Millionen Hindu sind nicht unglücklich dadurch, daß fernher gekommene Insulaner am heiligen Ganges die herrschenden sind. Der Sclave, in dem die Erinnerung an die Freiheit durch langdauernde Knechtschaft erloschen ist, tanzt mit ausgelassener Freude an dem Feste des Herrn.

Aber unzufrieden ist und muß sein jeder Vater, der Kinder hat, für die er Brod schaffen soll und nicht kann, der zwar für sie arbeiten will, aber keine hinlänglich lohnende Arbeit findet, jedoch sich einbildet, daß er das Recht habe, diese zu fordern, daß es der üble Wille oder die Nachlässigkeit der Machthabenden sei, welche ihm die Gelegenheit dazu abschneiden.

Unzufrieden ist und muß sein der arbeitende Unterthan in der Monarchie, welcher glaubt und gemäß den väterlichen Proclamationen glauben muß, daß es in der Macht des Landesherrn stehe, alle seine Unterthanen zu beglücken und dennoch sieht und fühlt, daß trotz aller Proclamationen und allem Glauben an die Machtvollkommenheit des Souverains, die tägliche und nächtliche Arbeit der Schwerarbeitenden nicht hinreicht, Frau und Kinder zu ernähren. Unzufrieden ist und unzufrieden macht der sogenannte Socialist und Communist des heutigen Tages, welche glauben und lehren, daß eine andere Vertheilung der vorhandenen Güter, die Beraubung der Reichen und die Austheilung ihres Ueberflusses an die Armen und die Dürftigen aller Armuth und Noth abhelfen würde. Ohne Zweifel giebt es unter diesen gefährlichen Thoren ehrliche Schwärmer, aber ihr Irthum muß um so mehr bekämpft werden, als derselbe gefährlicher wird, durch den Eifer einer uneigennützigen Menschenfreundlichkeit. Jedoch ist es hier keinesweges die Absicht, das System dieser Schwärmer direct zu bekämpfen. Das wäre vergebliche Mühe. Aber es scheint die Pflicht jedes Politikers, der sich bewußt ist, über die Ursachen des Glücks und des Unglücks der Völker redlich geforscht zu haben, in Zeiten, wie die unsrigen, das Wort zu ergreifen, um seinen Beitrag zu liefern zur Linderung des epidemischen Uebels.

Einige erben, Andere müssen arbeiten, um zu existiren, so ists gewesen, so wird es sein, denn es kann nicht anders sein auf Erden. Die Erde ernährt den Menschen nicht ohne Arbeit, aber Arbeit geschieht nicht ohne Sicherheit des Eigenthums, denn alles Eigenthum ist ursprünglich Erarbeitetes. Also ernährt die Erde den Menschen nicht ohne Respect vor Eigenthum. Tausendmal hat der Dürftige, der Neidische gedacht: mir würde wohl sein und Allen würde wohl sein,

wenn die Reichen den Armen abgäben von ihrem Ueberfluß. Der Gedanke liegt sehr nahe, ist aber falsch, ist für den Verstand nicht mehr werth, als tausend andere Projecte, die sich immer wiederholen und nicht zur Wirklichkeit kommen, weil sie grundlos sind. In dem Kopf jedes jungen Lieutenants wiederholt sich der Wunsch, daß die Soldaten doppelläufige Flinten bekommen mögen. — Da wäre meine Compagnie noch einmal so stark. Mit einer solchen Armee könnte ich die Welt erobern. — In älterer Zeit war man eifrig, sich die größten Kanonen zu verschaffen. Der habe den Sieg gewiß, wähnte man, dessen Geschütz am weitesten trüge. Abermals Irthum. Gustav Adolph bemühte sich, sein Geschütz leicht beweglich, also klein zu machen, und siegte durch kleines Feldgeschütz, denn er hatte in dem großen Deutschland nie über zwanzigtausend Schweden unter seinen Fahnen. So giebt es in allen Fächern Irthümer, die auf den ersten Anblick dem gesunden Menschenverstande als Wahrheiten erscheinen und doch nicht wahr sind. Am meisten wiederholt sich das auf dem Felde der Politik, der Staatswirthschaft, weil hier die Verkettung der Thatsachen eine vielfache ist, die ursachlichen Momente für dieselbe Erscheinung sehr verschieden sein können, und weil hier, wie in allen menschlichen Dingen, das Wohlwollen oder der Neid, der Egoismus oder die Phantasie, gar zu leicht in die Beurtheilung der Thatsachen sich einmischen.

Wer in großen Städten die Extreme neben einander sieht, die hungernde Familie des kranken Arbeiters auf dem Stroh in der Dachkammer, und den Günstling der Fortuna, der im ersten Stock auf seidenen Kissen liegt, krank von zu vielem Genuß, der wird leicht verführt zu glauben, daß das Zauberwort, wodurch der Armuth geholfen werden könnte, in dem Befehl liege: Ihr Reichen, gebt ab von Eurem Ueberfluß, gebt dem Armen, damit ihm geholfen werde! — Auf

solche Weise kann dem einzelnen Armen wohl geholfen werden, aber der Armuth überhaupt wird dadurch nicht im geringsten abgeholfen.

Simplex sigillum veri. Gesetzt, Du giebst einem Durstigen ein Glas Wein, so ist es klar, daß eben deswegen ein Anderer ein Glas weniger trinken muß. Denn es ist nicht genug Wein in der Welt, als daß jeder Mann, geschweige Weib und Kind, täglich ein Glas Wein erhalten könnte, ungeachtet der Wein mehr als alle anderen verzehrbaren Dinge von einem Herbst zum andern aufgespart wird.

Gesetzt, Du giebst in London oder Paris dem städtischen Arbeiter, der vom Lande eingewandert ist und sich nach Milch sehnt, die er seit lange entbehrte, täglich ein Glas Milch, so ist's zuverlässig, daß um eben so viel Milch weniger übrig ist zur Vertheilung unter alle anderen Milchtrinker, und daß, wenn nicht erst für mehr Milch gesorgt wird, nothwendig die eine Portion Milch, die Du dem Arbeiter giebst, einem andern Munde und Magen entzogen wird. Gesetzt, ein junger Bursche, der Dir gefällt, hat besondere Lust zur See zu gehen, Du giebst ihm eine Empfehlung an Deinen Correspondenten in Hamburg, damit er eine Stelle auf einem Schiffe erlange, und es geschieht. Du hast deinen nächsten Zweck erreicht, diesem einen jungen Mann zu helfen, aber wenn, wie gewiß der Fall ist, mehr junge Leute alljährlich zum Seedienst sich stellen, als Plätze auf den Schiffen da sind, so hat eben deswegen, weil Du Einen begünstigt hast, ein Anderer an Land bleiben müssen.

Wiederum, Du hast einen Günstling unter denen, die das Loos zum Militairdienst ziehen sollen, und durch Deine Hülfe kommt er frei und kann seiner Familie ferner durch Arbeit helfen. Ist dadurch wirklich den Familien der Arbeiter, den Militairpflichtigen überhaupt, gedient? Muß nicht, falls von

einem Distrikt hundert Recruten gestellt werden sollen, für denjenigen Mann, den Du befreit hast, ein andrer eintreten? Das heißt, es wird einer anderen Familie der Arbeiter entzogen, unter übrigens gleichen Umständen.

Und wenn wohlthätige Personen oder Gesellschaften zehn, zwanzig, hundert Knaben guten Schulunterricht verschafft haben und nun weiter gehn, auch für ihr Fortkommen sorgen wollen und durch Empfehlung und Ausstattung diesen bei einem Tischler, jenen bei einem Schmiede in die Lehre bringen, was ist die Folge davon? Die Zahl der Meister, welche neue Lehrlinge bedürfen, das ist, beschäftigen und lohnen können, wird nicht größer durch die Begünstigung Eurer Candidaten. Gebt Ihr Prämien und bringt Eure Begünstigte in die Lehre, so müssen andere Jünglinge dafür zurückstehen, so müssen vielleicht die Söhne der Wittwe eines verstorbenen Meisters zurückbleiben und auf eine niedrige Stufe sinken. Ohne die durch Euch veranlaßte Concurrenz wären die Söhne der Wittwe vorgezogen worden.

In einer Stadt, einem Kreise, sind zehn Aerzte, die im Stande sind, die Anforderungen der Patienten zu erfüllen. Es kommt ein eilfter hinzu, der von einigen einflußreichen Familien beschützt und empfohlen wird und bald das macht, was man das Glück des Arztes nennt. Wird es irgend einem vernünftigen Menschen einfallen, zu behaupten, daß diese Familien durch Begünstigung eines einzelnen Arztes sich um die Aerzte des Kreises überhaupt verdient gemacht haben? Die Zahl der Patienten zu vermehren, steht nicht in der Macht der protegirenden Familien. Und doch wird täglich gehört und geglaubt, wer dem Armen, der ihn anspricht, Geld giebt und dem Zweiten und dem Dritten ebenfalls, der mache sich um die Armuth, um die Dürftigen allzumal verdient. Der Arme, der Geld empfing, geht zum Bäcker und

kauft Brod; es ist aber wohl überflüssig zu sagen, daß dadurch der Vorrath von Brod überhaupt vermindert wird und daß die Portion Brod, die Dein Günstling erhielt, nicht von einem andern Hungrigen gegessen werden kann. Es muß also ein anderer hungern für den von Dir Begünstigten, denn das Geld, das Du ihm gabst, ist eine Anweisung auf eine Portion aus der keineswegs unbegrenzten Summe von Lebensmitteln. Die Gegner des Malthus sagen nun freilich, es gäbe genug Lebensmittel, wenn auch nicht aller Art, doch der nothwendigsten Art, es gäbe Brod genug, damit jeder lebende Mensch seine hinreichende Portion bekommen könnte, wenn nur alles Vorhandene richtig, das ist gleichmäßig, vertheilt würde. Wir aber sagen, das Uebel der Armuth besteht wesentlich und leztlich darin, daß die Summe der vorhandenen Lebensmittel zur Befriedigung aller Bedürfnisse nicht hinreicht, also unvermeidlich Einige darben müssen. Dieser Streit ist nicht füglich auf directe Weise zu schlichten, denn die Summe der Lebensmittel für ein Jahr ist nicht genau zu constatiren, wenn die Nachforschung nicht von Seiten vieler Regierungen zu gleicher Zeit befohlen wird; die Erndten wechseln, es ist Eintausch, Zufuhr möglich und wenn man glaubt, die Levellers ganz in die Enge getrieben zu haben, so appelliren sie an die Auswanderung, an die Colonisirung in den großen Strecken der Erdoberfläche diesseits und jenseits des Oceans, welche des Anbaus fähig sind und noch die Hand des Menschen erwarten. Auf den letztern Einwurf die Antwort später. Für jetzt verlangen wir nur, daß zugegeben werde, was von selbst einleuchtet: Wenn nicht genug Wein oder Milch oder Rindfleisch u. s. w. im Lande oder in der Welt existirt, als daß jeder Hungrige oder Durstige eine volle Portion erhalten kann, so ist der richtige Weg dieser: erst mehr Weinberge angelegt und dann den mehreren Wein vertheilt, erst mehr

Rindvieh, dann kann mehr Milch und Fleisch vertheilt werden. Falls nicht genug Schiffe da sind, um alle junge Leute, die Lust haben, zur See zu gehen, darauf anzustellen, so helfen alle guten Wünsche der Menschenfreunde, der wohlthätigen Brüder- und Schwesternvereine gar nichts, um mehr seelustigen Jünglingen zu ihrem Glück zu verhelfen, wenn nicht vorab mehr Schiffe gebaut werden. Ob die neuen Schiffe einträgliche Reisen machen können, also ob sie ihre Reisen wiederholen werden, das soll hier jezt gar nicht die Frage sein. Ehe und bevor mehr Lehrlinge bei Handwerksmeistern angestellt werden können, ehe mehr Aerzte, mehr Geistliche, mehr Officiere, einen Platz in der bürgerlichen Gesellschaft erlangen können, muß es mehr Kranke und zahlende Kranke geben, mehr Kirchen, mehr Compagnien und Regimenter, mehr Geld in der Kasse der Finanzen. Das sollte triviale Wahrheit sein und doch ist's sicher, daß diese Wahrheit bis auf Malthus verkannt ward. Der Kern der Lehre, die wir ihm verdanken, oder wofür wir ihm dankbar sein sollten, ist: erst mehr Weinberge, dann mehr Weintrinker, zuvörderst größere Erndten, dann ist mehr Brod auszutheilen.

Aber ich sehe auf den Gesichtern der Gegner des Malthus theils Zorn, theils Spott. Die fanatischen Gegner des Malthus, die Socialisten und Communisten wollen Vertheilung der vorhandenen Güter, sie haben das famose Wort ausgesprochen: la proprieté c'est le vol. Sie läugnen die Thatsache, daß der Lebensgüter nicht genug vorhanden sind, um eine unbestimmte, stets zur Vermehrung geneigte Zahl von Menschen zu befriedigen, und es wird nie gelingen, auf diesem Wege durch Betrachtung und Berechnung der vorhandenen Güter diese Menschen, deren Auge schon röthlich wird vor Zorn, bei dem Anblick eines wohlgenährten Grundbesitzers, von ihrem Irthum zu überzeugen, denn sie wollen nicht

überzeugt sein. Und ebensowenig wird es gelingen, gutmüthige Schwärmer für das allgemeine Wohl der allgemeinen Menschheit, auf diesem Wege, durch nähere Betrachtungen des Materiellen zu belehren.

Die Gegner des Malthus werfen sich am meisten gegen den Satz, daß die Bevölkerung die Fähigkeit und die Neigung habe, anzuwachsen, wie 1, 2, 4, 8 u. s. w., daß hingegen die Bodencultur in denselben Zeitabschnitten höchstens zunehmen könne, wie 1, 2, 3, 4 u. s. w. Aber das ist keineswegs der Hauptlehrsatz des Malthus, es ist dieser Gegensatz nur als Beispiel zur Verdeutlichung hingestellt, und Niemand kann die Thatsache wegläugnen, daß in Nordamerika die Bevölkerung sich in weniger als einem Menschenalter verdoppelt hat und aller Wahrscheinlichkeit nach verdoppeln wird. Dasselbe wäre in Europa möglich, wenn dieselbe Masse von Lebensmitteln da wäre, wie in Nordamerika. Sobald eine Brodstelle offen ist, findet sich auch ein Ehepaar, um sie einzunehmen. Wenn unglückliche Jahre durch Krieg, durch Cholera, durch Verwüstung vorangegangen, wo die Zahl der Ehen geringer wurde, so nehmen diese in den folgenden Jahren gleich wieder zu. Aber trotz aller dieser Thatsachen beharren die Gegner des Malthus, die Communisten, auf ihrer Behauptung, daß Lebensmittel und Lebensgüter genug vorhanden seien, um allen nothleidenden Menschen zu helfen, wenn jene nur gleichmäßig vertheilt würden. Da die Summe der Erndten in Europa allerdings von Jahr zu Jahr wechselt und trotz aller Erndteberichte der Zeitung des Londner Getraidemarkts dennoch die Summe des Getraides sich nie genau ermitteln läßt, so ist es vergeblich, mit den Communisten auf diesem Grund und Boden des Materiellen den Streit fortzusetzen.

Simplex sigillum veri. Für die Schwerarbeitenden wird allemal verlangt, so viel ich vermeintliche Menschenfreunde und Liberale als Stimmführer der arbeitenden Classen habe reden hören: daß der Arbeitslohn des Schwerarbeitenden hinlänglich sei, um den Arbeiter, die Frau und die Kinder zu ernähren. Excusez la petite portion. Welches Recht hat der Arbeitsmann zu verlangen, daß sein Tagewerk sogleich hinreiche, nicht nur ihn, sondern auch eine Frau, ein Kind und bald mehrere Kinder zu ernähren? Warum sollen gegen ihn alle andere Stufen der bürgerlichen Gesellschaft deterioris conditionis sein? Der Candidat des Predigtamts, der Officier, der Bürgersmann, kurz jeder, der nicht ein Erbe ist, muß warten, ein Lustrum nach dem andern, muß sparen und sich in die Höhe arbeiten, ehe und bevor er ernstlich daran denken kann, sich zu verheirathen und die Pflichten eines Familienvaters auf sich zu nehmen. Geht in die Hütten, in die Dachkammern. Von hundert Fällen, wo es heißt, daß Frau und Kinder darben, sind neunzig Fälle, wo der Arbeiter zu früh heirathete, eh er Vorrath gesammelt hatte. Wen hat er zu beschuldigen als Urheber seines Unglücks? Von wem hat er das Recht, Hülfe zu fordern, mehr als der Candidat, der Matrose, der Arzt, die alle aus Vorsicht zehn Jahre später heiratheten, als der Tagelöhner? Wer hat diesem eingebildet, daß er das Privilegium habe, früh, allzufrüh, ohne Vorrath gesammelt zu haben, in die Ehe zu treten, vor allen andern Gliedern der bürgerlichen Gesellschaft? Der Communist kann mit Recht beschuldigt werden, welcher den Arbeiter glauben machte, es sei genug Brod in der Welt für alle Arbeiter, und ein Theil davon müsse ihm, dem Verlangenden, von Rechtswegen zukommen.

Simplex sigillum veri. Versuchen wir die wichtige Frage von der Ueberbevölkerung und dem Mißverhältniß der Be-

dürftigen zu den Lebensmitteln ganz und gar in das Gebiet der Moral herüberzuziehen. Auf diese Weise läßt sich hoffen, daß die Stimmen derjenigen für uns gewonnen werden, welche die Malthus'sche Lehre bisher am meisten bekämpft haben, die Stimmen der ehrlichen, von Mitgefühl irregeleiteten Menschenfreunde und der Geistlichen.

Keine Pflicht kann klarer und dringlicher sein, als die Pflicht der Eltern, für ihre Kinder zu sorgen. Kinder in den ersten Lebensjahren können nicht arbeiten, nicht erwerbend sein, sind nur zehrend, also muß Vorrath für sie gesammelt sein.

In jedem Lande, wo Tausende und Hunderttausende die erste der Pflichten, die elterliche Pflicht, nicht erfüllen oder unvollkommen erfüllen, da muß viel Elend sein. So ist's, so ist's immer gewesen und wird, aller Wahrscheinlichkeit nach, auf Erden immer so bleiben. Unvorsichtiges, wir dürfen wohl sagen, unmenschliches Heirathen erzeugt Vielkinderei, bringt Proletarier hervor, Noth, Unzufriedenheit, Unvermögen, den Versuchungen zu widerstehen, Vergehn und Verbrechen. Vielkinderei, das ist das Uebel, woran das alte Europa, trotz langem Frieden und eben wegen des langen Friedens, am meisten leidet und ist die Quelle der meisten Uebel, welche uns in der Völkergeschichte als Ungerechtigkeiten erscheinen. Nur in neubevölkerten Ländern, die sich in gleichen Verhältnissen befinden, wie jetzt die westlichen Theile der Vereinigten Staaten, oder für ein glücklich eroberndes Volk, oder für die Stadt, den Kreis, wo eben neue Absatzwege den Fabriken, dem Handel sich eröffnet haben, kann Vielkinderei auf eine Weile nützlich und erfreulich sein.

Nicht aus jeder Eichel kann ein Eichbaum werden, nur die Eichel, die günstige Bedingungen der Entwickelung findet,

wächst und gedeiht zum Baum. Aber dieser streut den Saamen bewußtlos um sich her. Der Vogel baut ein Nest für die Eier, für die Brut. Der Mensch hat für seine Kinder zu sorgen, hat vom Himmel das Geschenk der Vorsicht erhalten und hat die Pflicht, diese Vorsicht in der wichtigsten Angelegenheit zu gebrauchen. Wer ohne Vorsicht, das ist, ohne Ersparniß, in die Ehe tritt, wer die Pflicht des Vaters übernimmt, ohne im Stande zu sein, diese Pflicht zu erfüllen, wer nicht die nothwendigsten Bedürfnisse seiner Kinder für die ersten Jahre gesichert hat, der ist von Anfang her kein guter Ehemann, kein guter Vater, kann also auch kein guter Bürger sein, und ist es zuverlässig nicht, denn durch die Zahl der schlechten Bürger wird eine starke, eine strenge Regierung erforderlich, werden die Besitzenden, in Furcht für ihren Besitz veranlaßt, sich eine tyrannische Regierung gefallen zu lassen, für den Preis des Schutzes gegen den Haufen des besitzlosen, hungrigen Gesindels.

Was von jeder einzelnen Familie, ohne Ausnahme, wahr ist, das muß auch wahr sein von jeder Summe von Familien. In keiner Familie können die kleinen Kinder arbeiten, durch Arbeiten erwerben, sie sind Zehrende, also, damit sie gedeihn können, muß Vorrath für sie vorab gesammelt sein. Ein Ersparniß von Ererbtem oder selbst Erarbeitetem muß vorhanden sein, damit Sicherheit da sei, daß die Familie gedeihe. Wer, ohne irgend ein Ersparniß vor sich zu haben, auf gut Glück oder wahrscheinliches Unglück, heirathet, der begeht Verrath an der Frau, die er an sich bindet, die sich ihm hingiebt in Liebe und Vertrauen, daß er ihr Beschützer und der Ernährer der Familie sein werde, der ist von Anfang an ein Lügner, denn er verspricht, Pflichten zu erfüllen, die er zu erfüllen noch nicht die Kraft hat, der ist unwürdig, Vater zu sein, dessen Heirath sollte ebensowenig erlaubt sein,

als die eines, den Jahren nach; Unmündigen. Bei der geringsten Krankheit, die den Arbeitsmann ohne Sparpfennig, oder die Frau überfällt, ist die Familie verloren, ist sie der Noth, der Bettelei, der Versuchung zum Laster verfallen. Und auch ohne Krankheit; sobald die Frau des Arbeitsmannes zwei Kinder hat, die noch nicht allein gehen können, so ist die Frau unfähig, etwas außer dem Hause zu verdienen, so wird der Tagelohn des Mannes, eben weil die Arbeiter zu viel Hände auf den Markt gebracht haben, schwerlich hinlänglich sein, um die hungrigen Tischgenossen zu Hause zu füttern, so wird Elend und Hoffnungslosigkeit das wahrscheinliche Loos der Familie für immer sein.

Vertauschung des Worts Vielkinderei mit dem Worte Ueberbevölkerung bringt die Hauptfrage von dem großen verwirrenden Staatsgebiet auf den leicht übersehbaren Gesichtskreis des Hauses zurück. Was von jeder einzelnen Familie mit Wahrheit gilt, muß auch von jeder Zahl von Familien gelten. Lassen wir uns gar nicht mehr ein auf den Streit wegen Ueberbevölkerung der Millionen. Aber wo Vielkinderei ist und ob zum Segen oder Unsegen, das kann Jeder sehen, der sehen will. Vielkinderei ist eine vollendete Thatsache der Ueberbevölkerung im Hause des Armen, die nicht durch künstliche Worte der menschenfreundlichen oder egoistischen Communisten wegdisputirt werden kann.

Wie einfach und klar mir das Vorstehende scheint, so läßt sich doch nicht auf allgemeine Zustimmung hoffen, denn das Urtheil über allgemeine Zustände wird zu sehr durch den individuellen Zustand bestimmt. Nicht nur bei dem Lesen der Bibel, sondern auch bei den Schlußfolgerungen, welche die Doctrin der Nationalökonomie aus den von ihr zusammengestellten Thatsachen zieht, kommt der Gläubige und der Ungläubige, der Aristokrat und der Demokrat auf ganz verschiedene

Resultate. Die Nationalökonomie wird von dem Einen und dem Andern auf das Bett des Prokrustes gelegt, dieser braucht Gewalt, um zu dem Schluß zu gelangen, daß genug Lebensmittel und Güter in der Welt für alle Bedürftige, für alle begehrende Menschen vorhanden seien, behauptend, daß es nur auf eine richtige Vertheilung der gegenwärtigen Masse ankomme; jener behauptet im Gegentheil, daß die Armen arm sind durch eigne Schuld, weil sie sich vermehrt haben, ehe und bevor eine Zunahme der Gütermasse durch Arbeit und glückliche, regelmäßig vermehrte Erndten bewirkt worden. Auf die Gefahr hin, ein Aristokrat gescholten zu werden, bekenne ich mich zu der zweiten Ansicht; ich glaube daran, weil ich die voraufeilende Ueberbevölkerung in hundert und hundert Wohnungen der Armen, in der leibhaftigen Gestalt der Vielkinderei gesehn habe. Und wollen wir den unbefangenen Blick über den ganzen Erdball laufen lassen, so sehn wir nicht minder gewiß, daß der Wohlstand der Völker durchaus nicht in gradem Verhältniß steht zu der Fruchtbarkeit des Bodens. In Sicilien ist Elend und Noth mehr als im Schottischen Hochlande. An dem fruchtbarsten aufgeschwemmten Ufer des Nils wohnt die ärmste Bevölkerung. Da wo einst die Kornkammer Roms war, ist der Ackerbauer in Lumpen, in elender Erdhütte, auf kleine Portion grober Nahrung reducirt. Am ärgsten ist's aber in den Gegenden, wo die Natur freigebiger ist, als auf irgend einem andern Punkt der Erde. Der Hinduarbeiter ist auf eine Handvoll Reis beschränkt zu aller Nahrung. Mißlingt die Erndte, so rafft die Hungersnoth Hunderttausende und Millionen dahin. Das ist geschehen zur Zeit der Herrschaft der Engländer, wie früher. Denn wenn das gewöhnliche tägliche Maaß der Nahrung das kleinste ist, wobei der Mensch bestehen kann, und die Erndte mißräth um ein Drittel oder Viertel, so kann der ärmste Arbeiter nicht

weiter eine Entziehung von Nahrungsmitteln ertragen, sondern muß unterliegen. In China, in den reichsten, daher dicht bevölkerten Provinzen, werden hundert und hundert Kinder von den ärmsten Eltern ausgesetzt oder in den Fluß geworfen, weil sie schlechthin nicht im Stande sind, die Ueberzahl der Kinder zu ernähren, obgleich man da schon seine Zuflucht genommen hat zu den ekelhaftesten Dingen, die in Europa auch der Bettler verschmäht. Es ist kein Zweifel, daß auf dem undankbaren Boden Norwegens relativ weniger Noth unter den Bewohnern existirt, als in vielen von der Natur gesegneten Erdstrichen. Das beweis't doch offenbar, daß die Ursach des Uebels nicht in der physischen äußeren Natur, sondern in der geistigen Natur des Menschen gesucht werden muß. Ich wende mich an das Ethische des Menschen, an das elterliche Gewissen und möchte versuchen, der Malthusschen Lehre diesen moralischen Grund und Boden zu geben, hoffend, daß es auf diese Weise gelingen werde, viele neue Jünger zu gewinnen. Also möchte ich noch einen Schritt weiter gehen als der vortreffliche M'Culloch, welcher mit Recht gesagt hat: „das Glück eines Volks hängt bei weitem nicht so viel ab von der vortheilhaften Lage, der gesunden Luft oder der Fruchtbarkeit des Landes, als von den öffentlichen Einrichtungen, welche dahin wirken, daß die erfinderischen Kräfte des Genies und die Arme einer industriellen Bevölkerung in Thätigkeit gesetzt werden. Die Gründung eines weisen Systems der Nationalökonomie kann jeden andern Mangel, den die Natur des Vaterlandes mit sich bringt, compensiren. Dadurch können Gegenden, die von Natur ungastlich, unfruchtbar und undankbar sind, verwandelt werden in bequeme Wohnplätze einer verfeinerten, einer gedrängten und reichen Bevölkerung. Aber da, wo ein richtiges System der Nationalökonomie nicht befolgt wird, da sind die besten

Geschenke der Natur für den Menschen werthlos und wir sehen, daß Länder, wo alle Verbesserungen des civilisirten Lebens leicht auszuführen wären, wo das Material zur Erzeugung des Nationalwohlstandes vor den Füßen liegt, kaum genug Nahrungsmittel liefern, für die Erhaltung von Horden, die sich nur durch Unwissenheit, Barbarei und Elend auszeichnen.' So viel hofft der Engländer von der Allmacht seiner Wissenschaft, der Nationalökonomie. Mit Recht hat der gute Chalmers ihm opponirt. Davon später; für jetzt sei es genug, meine Ueberzeugung auszusprechen, daß für die unteren zahlreichen Classen der Bevölkerung das, was wir wünschen, ihr Wohlsein, nicht erreicht werden kann, wenn nicht zugleich auf ihren moralischen Zustand Rücksicht genommen wird, wenn nicht in ihnen selbst die moralischen Kräfte in Anspruch genommen werden, wenn nicht vor allen Dingen die elterliche Pflicht, als die heiligste Pflicht, zur Anerkennung gebracht wird. Wer ausschließlich die materiellen Güter zum Gegenstand seiner Aufmerksamkeit macht, kommt nicht zum Ziel, wenn anders das Wohl der großen Volksmasse sein Ziel ist, mag er kenntnißreicher englischer Nationalökonomist sein oder Pariser leidenschaftlicher Communist.

Ehe ich fortfahre, muß ich mich verwahren, daß ich weit entfernt bin, Wohlthaten und Wohlthätigkeitssinn gering zu schätzen, daß ich weit entfernt bin, zu leugnen, daß wahrhafte Wohlthaten geschehn. Nur ist zu wünschen, im Interesse der Armen, daß man sich nicht der Illusion hingebe, die Summe der Armuth, der Noth werde gemindert, die Wünsche der Ambirenden überhaupt werden erfüllt, weil in einem Fall oder in hundert Fällen ein Armer gespeis't wird, ein Candidat empfohlen und befördert wird. Gott verhüte, daß ich im geringsten die edle Tugend des Mitleids, der Wohlthätigkeit zu gering anschlage, aber es kommt im Großen und Ganzen nicht

allein darauf an, nach dem Gefühl zu handeln, sondern es ist Pflicht des Mannes, und je höher er steht, desto mehr seine Pflicht, die Folgen, die nothwendigen Wirkungen auch der bestgemeinten Handlungen zu beobachten und so viel möglich vorher zu berechnen. Der Wahrheit gemäß muß also erlaubt sein, auszusprechen, daß das Almosenspenden, das Beschützen und Begünstigen Einzelner, für das Gedeihen der ganzen Gesellschaft, welche Volk heißt, durchaus irrelevant ist. Der Einzelne hat nicht die Macht, und keine Gesellschaft von Privaten hat die Macht, das zu leisten und zu bewirken, was die Regierung, welche die Disposition hat über die Kräfte aller Einzelnen, nicht vermag. Die Regierung kann aber nicht allen Aerzten Patienten verschaffen, allen Aspiranten zu Officierstellen ein Schlachtfeld bereiten, einer übergroßen Anzahl von Candidaten neue Kirchen erbauen, nicht jedem examinirten Juristen ein Amt verschaffen und ebensowenig jedem Tagelöhner lohnende Arbeit. Kein Befehl der Regierung kann machen, daß eine größere Heerde gedeihe auf der bisherigen Weide, wenn nicht zuvor die Weide verbessert worden. Auch die mächtige Königin Victoria, die über Hundert Millionen Menschen gebietet, kann nicht ausführen, was die Königin Elisabeth im 43sten Regierungsjahre befahl, und was damals als der Gipfel der Weisheit betrachtet wurde: es solle in jeder Gemeinde ein Vorrath von Flachs, Hanf, Wolle, angeschafft werden, damit jedem Arbeitsfähigen der Arbeit verlange, Arbeit veranstaltet werde. Jede Regierung in der Welt ist in dieser Hinsicht viel ohnmächtiger, als man gemeiniglich annimmt. Die Regierung kann dem Capital eine veränderte Richtung geben, aber das ist auch Alles, es können dadurch allem Anschein nach vortreffliche Wohlthätigkeitsanstalten hervorgebracht werden, aber nur der Kurzsichtige bleibt bei den ersten und nächsten Wirkungen stehen. Gesetzt,

die Züchtlinge in einem Zuchthause werden zur Arbeit angehalten und bringen gute, wohlfeile Teppiche hervor. Was ist die Folge, wenn diese auf den Markt gebracht werden? Die Zahl der Käufer, welche Teppiche kaufen können, wird nicht dadurch vermehrt; also weil das Fabrikat der Züchtlinge gekauft wird, muß ebensoviel von dem Fabrikat unverkauft bleiben, welches bisher von redlichen Arbeitern gefertigt wurde, die aber nicht mit den wohlfeilen Preisen des halb auf Staatskosten verfertigten Stoffs concurriren können. Ebensowenig kann man sich freuen über die Hülfe, welche vermeintlich den ehrlichen Armen überhaupt geleistet werde durch Errichtung einiger öffentlichen Arbeitsanstalten.

4.

Ein etwas verwickelter Fall.

In Schlesien, in Westphalen lebten Tausende von Familien, die sich nährten vom Spinnen und Weben des Flachses. Ein bedeutender Theil des Artefacts ging nach den Häfen und von dort nach Amerika. Unmittelbar konnte der einzelne Weber sein Stück Leinen nicht hinschicken, er hatte nicht die Verbindungen, kannte nicht die Wege, die mancherlei Hände, durch welche seine Arbeit an den rechten Mann, an den zahlungsfähigen Verbraucher gelangen konnte, und wenn er auch alle erforderlichen Kenntnisse gehabt hätte, so fehlte es ihm doch an Kapital, um die nöthigen Auslagen zu machen, er bedurfte von Woche zu Woche den Lohn seiner Arbeit, um seine Familie erhalten zu können. Also Mittelspersonen waren erforderlich, theils die Personen, die man Fabrikanten zu nennen pflegt, theils die Handlungshäuser in Hamburg und Bremen mit ihren Commis, Magazinaufsehern, Lastträgern, die Rheder und Assecuradeurs der Schiffe, sammt Schiffsleuten, theils die größeren und kleineren Waarenhändler jenseits des Oceans. Alle diese Personen wenden Capital, Kraft und Zeit oder doch eins dieser Momente an das Geschäft und verdienen dafür Lohn oder Gewinn, ebensowohl wie der Handarbeiter, der die Gespinnste macht. Jahrelang gab das Geschäft gute Früchte, der Kaufmann in Hamburg verkaufte in Amerika so viel theurer, daß er seine Auslagen wieder erhielt, mit gehörigem Verdienst, und er wiederholte

seine Bestellungen bei den Fabrikanten in Schlesien. Aber die Conjuncturen ändern sich. Mehrere Jahre nach einander giebt der Schluß der Rechnung keinen Gewinn, sondern vielleicht Schaden. Die Ursach wird anfangs für eine vorübergehende gehalten, man wendet abermals Kapital an das Geschäft, weil die Fabrikanten in Schlesien wohlfeilere Preise vorschlagen. Dieser und jener Fabrikant bestellt aufs neue bei den Arbeitern einiges Leinen, wenn auch weniger als früher, die Arbeiter müssen sich mit geringeren Preisen begnügen. Sie arbeiten Tag und Nacht, sie haben schon Vorschüsse eben von den mitleidigern Fabrik- und Kaufherrn erhalten. Aber sie arbeiten mehr als die bestellten Stücke, der Fabrikant weigert sich, mehr zu kaufen, denn die Nachrichten aus Hamburg lauten schlecht, endlich giebt der eine und der andere nach, dem das Elend der Arbeiter zu Herzen geht, und kauft, aber freilich zu noch wohlfeileren Preisen, die mancher Arbeiter und mancher Tourist im Gebirge, der nachher seine Reisebeschreibung herausgiebt, Spottpreise nennt. Der Winter ist hart, der geringe Verdienst schnell verzehrt, mancher Fabrikant läßt sich wieder erweichen von den Arbeitern, von den Vätern hungernder Familien. Die Arbeiter werden mehr und mehr an die Fabrikanten verschuldet. Mehr als ein Fabrikherr hat sein meistes Vermögen ausstehn bei den Arbeitern an der Oder, bei den Commissionairen an der Elbmündung, in den Waarenlagern am Ohio, er muß warten, bis Berichte und gute Berichte kommen; weiteren Vorschuß zu geben, ist unmöglich, und wenn die Arbeiterfamilien dem Hunger noch so nahe sind, die eignen Kinder des Fabrikherrn sind gefährdet durch vielleicht nahen Bankerott des Vaters. Gute Nachrichten waren erwartet, aber es laufen die traurigsten ein. In Amerika selbst fängt man an, den Flachs gut zu bereiten, oder die Englischen Maschinenspinnereien und Webereien haben

die deutschen Gewebe vom Markte verdrängt durch Zumischung von Baumwolle und wohlfeilere Preise. Die Maschinen essen kein Brod, mit Hülfe der Maschinen kann ein Mann, ein Knabe mehr arbeiten, als eine ganze Familie mit angestrengtestem Fleiße der Hände schaffen kann. Die Noth im Gebirge steigt, die Nothleidenden sind stille, aber die Geistlichen, die Beamten, die Touristen erheben die Stimme und bitten nicht nur, sondern verlangen auch, daß den unschuldig Leidenden geholfen werde. Man weiß Mittel und Wege, sich an den Souverain zu wenden und diesem vorzustellen, daß es der Würde der Krone, dem Ruhm seines Namens zuwider laufe, zu dulden, daß fleißige getreue Unterthanen in seinem Gebiete zu Grunde gehen, blos durch Mangel an Arbeit. Sie verlangen ja nur Arbeit. Das gerechteste Verlangen! Einige Herren, die vielleicht etwas von Nationalökonomie gehört haben, schlagen vor, daß eine Ausfuhrprämie für Deutsche Leinen bewilligt werde, damit die Ehre der Deutschen Fabriken jenseits des Meeres aufrecht erhalten werde. Noch ein Jahr länger dauert durch solche Künste die Production des Leinens fort, aber das Resultat ist, daß am Ende die Arbeiter noch mehr verschuldet sind als zuvor, daß ein Fabrikant nach dem andern sein Kapital aus dem schadenbringenden Geschäft herauszieht und nur die mitleidigsten Fabrikherren, die den Arbeitern den meisten Vorschuß geleistet haben, diesen hungernden, verzweifelnden Arbeitern gegenüber geblieben sind. Die Noth ist aufs höchste gestiegen, der Nothruf ertönt immer lauter. Kann ganz Deutschland denn nicht den armen verhungernden Webern in einer Provinz helfen? Es ist unerlaubt, diese unschuldigen Menschen und Mitchristen verderben zu lassen und selbst die Hände in den Schooß zu legen. Eine fromme und kluge Predigersfrau hat in einem Briefe eine herzzerreißende Schilderung gegeben, wie die fleißigsten Eltern

darben, um ihre Kinder zu erhalten, wie man fleht um Arbeit, aber vergebens. Bei dem Wohlwollen, welches Gottlob in Deutschland vorherrscht, zündet dieser Brief und der erwärmende Funke dringt in die Herzen vieler Menschenfreunde, die sich sogleich ans Werk begeben. Es werden Hülfsvereine für die armen Weber gebildet, es werden nicht unbeträchtliche Summen zusammengebracht, (vielleicht bin ich selbst ein Subscribent — also mittelbar ein Mitschuldiger an dem nachfolgenden Unglück gewesen). Aber, heißt es, diese Leute, die nichts lieber wollen, als fleißig sein, verlangen nicht Almosen, sondern Arbeit, nur Arbeit, also darf man den Nothleidenden das Geld nicht selbst in die Hände geben, sondern man soll Bestellungen auf Leinen machen und soll die Arbeit gut bezahlen. Die Schaffner der Wohlthätigkeitsvereine thun, wie ihnen aufgetragen. Die Weber arbeiten wieder, und empfangen für ihre gelieferte Arbeit gute Bezahlung. Sie wollen nun sich und ihre Familien, die lange gar zu kärglich gelebt haben, erquicken und geben vielleicht von dem reichlich Empfangenen mehr als das Nothwendige aus. Aber da sagt der Fabrikant, der Gläubiger: Halt; erst kommt her, da Ihr Geld habt, und bezahlt Eure Schulden. Die Arbeiter können das Glück, das ihnen nach langer Zeit der Noth zum erstenmal lächelt, nicht von sich stoßen, sie thun sich etwas zu gut mit den Ihrigen und schieben die Bezahlung der Schulden auf. Der Fabrikherr besteht auf seinem Recht; wenn er nicht seine Schulden eincassirt, so werden seine Kinder nichts erben, so werden sie der schrecklichen Noth preisgegeben sein, die eben an den armen Arbeitern offenbar ward. Die Obrigkeit wird angegangen, ein Befehl nach dem andern ergeht an den Schuldner zu zahlen. Dieser zahlt nicht, hat vielleicht schon das Empfangene verbraucht, verjubelt. Der Gläubiger verfolgt sein gutes Recht. Ein Arbeiter nach dem andern wird

ausgepfändet, der lezte unentbehrliche Rest von Eigenthum wird gepfändet, der Buchstabe des Gesetzes befiehlt und das Bette des Ehemanns wird gepfändet. Da ergrimmt der Arbeiter, der nun kein Herauskommen mehr aus dem Elend sieht. Jacobinisch gesinnte Reisende gießen Oel in's Feuer und vermehren den Unwillen der Schuldner gegen die Gläubiger. Die Arbeiter sammeln sich, und erhizen sich durch böse Reden; man beschließt das Haus eines reichen Fabrikherrn, der als hartherzig bekannt ist, zu stürmen, die Schuldbücher zu vernichten. Der Eigenthümer erleidet Zerstörung seines Eigenthums durch rohe Gewalt eines rasenden Haufens. Hülfe wird verlangt von der bewaffneten Macht. Der blinde Haß des Pöbels wächst, wie der Haufe. Die Häuser der wohlthätigsten Fabrikanten werden geplündert. Der Haufe wird gewarnt, die Leidenschaft hört nicht; die Pflicht des Befehlshabers der bewaffneten Macht gebietet; Gewalt muß mit Gewalt vertrieben werden, Macht soll das Gesetz beschüzen, denn das Gesetz beschüzt das Eigenthum, die Frucht der Arbeit. Es wird Feuer gegeben und die Väter von zehn armen Familien stürzen, wälzen sich im Blute und ihr lezter Gedanke ist nicht Dankbarkeit für die Hülfe, die ihnen aus fernen Gegenden Deutschlands wurde, sondern Bedauern, daß sie nicht alle Wohnhäuser der reichen Fabrikanten zerstört haben.

Durch halb Deutschland wird ein Bild herumgeführt, welches künstlerisch gut sein soll, im Vordergrund die armen verhungernden Weber vorstellend, die im Comtoir vergeblich ihre Arbeit anbieten, aber abgewiesen werden, durch die offene Thür sieht man im Hintergrunde das schön meublirte Zimmer, wo die Familie des Fabrikherrn es sich gut schmecken läßt. So wird der Haß gegen die Fabrikanten mit Hülfe der Kunst fortgepflanzt und tausend gute Seelen, die ihr Scherflein

geben zur Linderung der Noth im Schlesischen Gebirge, sprechen Fluch aus über die abscheulichen Fabrikanten. Diese sollen Schuld haben an dem Elend der Arbeiter und doch möchte jeder Fabrikherr so gern wie sein Nachbar mehr und mehr Arbeiter beschäftigen und bezahlen, sobald er nur lohnenden Absaz der Arbeit in irgend einem Theile des Erdballs zu Stande bringen könnte. Er sinnt Tag und Nacht darauf — und doch heißt er der Feind, der Verderber der Arbeiter.

Wenn diese Erzählung der Wirklichkeit auch nicht in allem Aeußerlichen genau entspricht, so ist sie doch innerlich vollkommen wahr.

Ich füge nichts weiter hinzu als diese Worte des berühmten Burke, welche jezt bei den vielfachen Verhandlungen über die englischen Korngesetze wieder zu Tage gekommen sind.

We, the people, ought to be made sensible, that it is not in breaking the laws of commerce, which are the laws of nature and consequently the laws of God, that we are to place our hope of softening the Divine displeasure, to remove any calamity, under which we suffer or which hangs over us.

Das Hauptgesez des Handels ist Gerechtigkeit zwischen Mann und Mann; beide, der Verkäufer wie der Käufer, müssen Vortheil haben; und Gerechtigkeit im internationalen Verkehr, also Reciprocität. Respect vor Eigenthum, Schuz des Eigenthums, das ist der beste, der einzig mögliche Schuz für die Arbeit, damit diese zu ihrem Zwecke komme. Der Zweck jeder Arbeit ist aber Eigenthum zu erlangen.

5.

Stabilität des Eigenthums und Vielkinderei.

Stabilität, Conservatismus, conservativ, davon spricht izt alltäglich die sogenannte gute Presse, die gute Gesellschaft, die gute Regierung.

Allerdings, wir sollen und wollen das Gute, was wir haben, behalten. Allerdings ist die Pflicht jeder Regierung, welche nicht sowohl Anspruch macht auf Achtung, als überall den Namen einer Regierung verdienen will, daß sie das vorhandene Gute erhalte, also das Eigenthum schüze. Das ist die erste und wichtigste Aufgabe; aber eben so gewiß ist es, daß dies nicht die einzige Aufgabe ist. Wenn es ernstlich behauptet wird, daß Stabilität der herrschende Charakter einer guten Regierung sein müsse, so laßt uns deutlich denken, was Stabilität und Conservatismus an und für sich bedeuten. Wir wollen nicht rechten über das Normaljahr, den Normaltag, den Musterzustand, den man auswählt aus allen Jahrhunderten, um ihn als legitimen hinzustellen, für dessen Erhaltung jeder gute Unterthan und jeder gute Bürger sein Blut hergeben müsse. Zugegeben, daß der gegenwärtige Zustand von Oesterreich oder der Zustand des Kaiserstaats 1815, der bestmöglichste sei und der Erhaltung am würdigsten, so behaupten wir, daß dieser starre Conservatismus nur auf eine einzige Weise möglich ist, oder gewesen wäre. Es muß befohlen und ausgeführt werden, daß alle Ehen in dem ganzen Kaiserstaate in und außer der Hofburg, nicht mehr und nicht

weniger als Einen Sohn und Eine Tochter liefern, die nach dem Muster der Eltern in gleichem Lebensjahre heirathen müssen, um wiederum für jede Ehe Einen Sohn und Eine Tochter zu erzeugen und zu hinterlassen. Das ist unmöglich, das ist im Widerspruch mit der Wirklichkeit, denn mancher Erzherzog, Graf, Baron u. s. w. hat zwei, drei und mehr Söhne, also ist das System der absoluten Stabilität, der hochtorystischen Conservativen eine Fabel. Le monde marche, mit oder ohne Erlaubniß der Obern. Freilich wäre es eine gar bequeme Staatskunst, ein leichtes Regiment, wenn alles damit abgemacht wäre, zu sagen, zu befehlen: Jeder soll behalten und Jeder soll bleiben, was er hat und wo er steht; der Sohn soll an die Stelle des Vaters treten und die Tochter in die Lücke einer Hausmutter, und alles soll von Generation zu Generation, von Jahrhundert zu Jahrhundert, sich nicht blos ähnlich, sondern gleich bleiben — bis zu dem letzten Hauch des letzten Habsburgers. Austria in orbe terrarum ultima. Aber wenn dies System gölte und gegolten hätte, so wäre Fürst Metternich niemals Besizer des Johannisbergs geworden, nicht Besizer der Böhmischen Herrschaft, nicht magyarischer Magnat. In dieser Beziehung ist der Fürst Metternich ein homo novus. Nach jener Theorie des Systems, des Beharrens, der absoluten Trägheit, hätte nicht die jüngere Linie in den größten fürstlichen Häusern Europas die glänzendere Krone erlangt. Das Haus Orleans ist wahrlich nicht das einzige, welches durch Macht und Glanz die ältere Linie verdunkelt. Dasselbe war der Fall bis vor Kurzem mit dem Hause Hannover, durch den Besiz des Englischen Throns und ist noch Thatsache in dem Verhältnisse des Hannoverschen Hauses zu dem älteren Braunschweigischen. Die jüngere Linie Nassau, Oldenburg, Hohenzollern, hat nach auswärts großes Glück gemacht. Wäre der Graf von

Oldenburg geblieben zwischen Jahde und Hunte, so säße das Haus Oldenburg nicht auf dem Dänischen Thron, so stützten die drei Balken nicht den nordischen Coloß. Wäre der Graf von Habsburg auf seiner Burg geblieben, wo wären jetzt die Erzherzöge? Wo ist denn in der wirklichen Welt Stabilität, in dem Sinn der heutigen Conservativen zu erblicken? Nirgends und in keinem Jahrhundert. Man behauptet, kein Mensch solle vorwärts streben, Jeder solle bleiben innerhalb der väterlichen Schwelle, der Bürger soll Bürger bleiben, der Bauer an seiner Scholle halten, eine kleine Zahl, eine geschlossene Zunft von Familien soll allein alle Ehre und Würde genießen, wie zur Zeit der Kreuzzüge. Ein alter Edelmann sagte in vollem Ernste: es wäre besser, wenn Amerika nie entdeckt worden wäre. Vielleicht auch wenn niemals das Eisen entdeckt wäre? — Man sehe jeden genealogischen Kalender an. Es giebt zwar nur Einen Kaiser von Oesterreich, aber der Erzherzöge sehr viele und nach dem Muster des Erzhauses, welches freilich einst dem Erlöschen nahe war, ist nicht Stabilität, sondern Bewegung in dem Personal der besitzenden und nicht besitzenden Familien der Oesterreichischen Monarchie, die gegenwärtig von acht und dreißig Millionen Menschen bewohnt, aber von den Nachkommen eines Grafen beherrscht wird. In Preußen hat die Volksmenge auf eine, in den frühern Jahren unerhörte Weise zugenommen; wie es heißt, beträgt die Volksmenge jetzt sechszehn Millionen Köpfe. Man könnte mit noch unzweifelhafterem Rechte sagen: sechszehn Millionen Magen. In Frankreich leben, trotz aller innern und äußern Kriege, seit der Revolution, auf demselben Boden, wenigstens zehn Millionen Menschen mehr als zu Anfang der neuen Epoche im Jahre 1789. In England aber, dem gewerbreichen England und in dem gewerblosen Irland, hat die Population, während des

Verlaufs dieses Jahrhunderts, am meisten zugenommen. Auf der kleinen Insel Irland, die sich nicht vergrößern läßt, leben jezt gegen acht Millionen Menschen oder Irländer, statt, daß zu Anfang des vorigen Jahrhunderts die Bevölkerung kaum ein Viertel dieser Zahl betrug. Hunderttausende in Irland sind jezt darbend und hungernd und rufen nach Hülfe, denn das lezte Schwein ist verzehrt und die Kartoffeln sind verdorben. Freilich ist der Weitzen nicht theurer in Irland als in England, aber es ist eben der Fall, daß die armen Irländer nichts haben, um den Weitzen zu bezahlen. Also, sagt der Professor B. in L., ist in Irland Ueberproduction, also Ueberfluß an Lebensmitteln. — Schade daß Herr B. nicht ein Irländer ist, er hätte verdient, ein besonderer Protegé des St. Patrik zu sein. — Das Wasser läuft vom Berge in's Thal, in's Meer, da ist keine Aenderung zu erwarten, und die Population bleibt ihrer Tendenz getreu, sich zu mehren, mittelst Vielkinderei. Also mit der Stabilität in dem beschränkten Sinn der Ultraconservativen, welche dem Flusse, den Jahrhunderten, der heirathslustigen Menge zurufen möchten: Stehe stille! ist's nichts. Der Gutsherr sagt, ich bin Gutsherr, weil mein Vater Gutsherr gewesen; gut, das läßt sich hören, Du hast vollkommen Recht zu verlangen, daß Dein Eigenthum Dir und den Deinigen bleibe. Aber daraus folgt nicht das Recht für den Gutsbesizer, zu sagen: Du sollst Schuster, Du Schneider sein, weil Dein Vater Schuster, Dein Vater Schneider gewesen. So möchten freilich manche Grundbesizer als regierende Herren sprechen, aber wenn sie wollten, daß die folgende Generation der früheren völlig gleiche, so müßten sie damit anfangen, daß jeder Gutsbesizer nur Einen Sohn und Erben habe. Wenn aber der Grundbesizer mehrere Söhne zeugt, die nicht alle ein und dasselbe Gut erben können, so entsteht Gedränge und dies Gedränge

geht von oben aus, denn auf natürlich menschliche Weise werden die jüngeren Söhne des Grundbesizers von allen Grundbesizern begünstigt, bei jedem Wege den sie einschlagen, vor allen andern Bewerbern. Von der andern Seite steigt die Fluth der Population immer höher, vornämlich strömt diese immer reichlicher aus den Hütten der Schwerarbeitenden, der Tagelöhner, hervor. Die Wellen und Fluthen der hungrigen, der Arbeit und Brod suchenden, neuen Population schlagen immer stärker gegen die Grenzen und Dämme, welche die Besizenden um ihr Eigenthum gezogen haben. Mit allen Kräften suchen diese Besizenden ihr Eigenthum zu vertheidigen und mit vollkommenem Recht. Eben deswegen ist zu wünschen, daß die Besizenden vermeiden, schlechte oder gar falsche Waffen zu gebrauchen, mit Vertrauen zu gebrauchen. Mit dem Satze: Jeder soll behalten was er hat, deswegen soll die Welt gestern und heute und morgen vollkommen so bleiben wie sie war, die regierenden Geschlechter sollen dieselben bleiben, und deswegen sollen die Söhne der Tapfern Tapfere bleiben, die Söhne der Schmiede, Schmiede bis an der Welt Ende, damit ist die Sache, die wichtige Sache für die man kämpft und mit gutem Recht kämpft, fürwahr nicht mehr zu halten. Die vermehrte Population, oder sagen wir lieber die Vielkinderei in diesem Hause und dem nächsten Hause und in hunderttausend Häusern, also die Veränderung, die Erneuerung schlägt an die Thür der reichen, der herrschenden Magnaten, und so wenig der Tod sich abweisen läßt von der Schwelle des Palastes, ebensowenig läßt sich die Erneuerung und Verjüngung aus dem Staate ausweisen; denn die Welt ist sterblich, verweslich, eben deswegen bedarf sie der steten Verjüngung.

Aber vollkommen Recht hat jeder Oestreicher, jeder Tory, jeder ehrliche Deutsche, jeder Amerikaner, jeder Besizer auf

jedem Fleck der weiten Welt, wenn er sagt: ich will mein Eigenthum behalten und behaupten. Wer mir mein Eigenthum nehmen will mit Gewalt, auf den schieße ich, wie auf ein Raubthier, wie auf einen tollen Hund. Und wenn die Gewalt in Form eines Pöbelhaufens heranströmt, wenn die Kugeln oder Steine fliegen in den Laden des Bäckers oder die hellerleuchteten Fenster des Prinzen, des Grundbesitzers, des Millionairs, so werde Gewalt mit Gewalt vertrieben, Nach geschehener Warnung, in gehöriger Form, muß die bewaffnete Macht einschreiten, und wenn auch Unschuldige, wenn auch Weiber und Kinder mit getroffen werden und fallen. (Aber wenn man hinterher, da aller Tumult zu Ende ist, fürchtet für den Thron, weil ein aufgeregter Student ein Rappier schwingt, so ist das ein schlechtes Compliment für die Stabilität der Regierung und wer das Aufruhr nennt, der ist einem Frauenzimmer vergleichbar, das da schreit weil es eine Maus sieht. Armes Land, wo heimliche Richter urtheilen über Aufruhr.) Der Befehl zum Schießen ist mit gutem Recht, mit gutem Gewissen gegeben worden, die Schuld fällt nicht auf denjenigen, der Feuer commandirte, sondern auf diejenigen Bethörten und Bethörenden, welche zuerst Gewalt brauchten oder zuerst zur Gewalt aufforderten gegen das heilige Recht des Eigenthums. Die Schuld falle vornämlich auf die Bethörenden, auf die malcontenten Literaten, die, ohne die bürgerliche Gesellschaft zu kennen, ohne sich Mühe gegeben zu haben, sie kennen zu lernen, die Regierenden meistern wollen und während sie die Groschen für das Mittagsessen bei dem Speisewirth auf der Universität nicht bezahlt haben, über die Finanzen des Staats aburtheilen und die Abscheulichkeit der reichen oder nichtreichen Fabrikanten anklagen, welche den fleißigen Arbeitern nicht so viel Tagelohn verabreichen wollen, daß diese mit einer Kinderstube voll

Kindern gemächlich leben können. Diese Feiglinge, welche nur aus Furcht vor Strafe nicht rauben, aber das Volk aufhezen zu allgemeinem Haß gegen die Reichen, zur Verachtung und Verlezung des Eigenthums, sind moralisch viel sträflicher, als die Verbrecher, die vom Gesetz ereilt werden.

Eigenthum! Quelle des gesitteten Lebens, einzige Möglichkeit, daß Millionen da leben, wo einst ein paar hundert an Leib und Seele magere Jäger, oft hungernde, verzweifelte Jäger umherstreiften, fester Grund und Boden der Familien, des Familienglücks, wie hat man in neuester Zeit Dich verleumdet! La proprieté c'est le vol, das ist der triumphirende Saz der frechsten, lügenhaftesten Secte, von der jemals die Welt gehört hat. Ich habe es erlebt, wie vor zehn Jahren solch ein Apostel des Communismus, als Defensor der sogenannten accusés d'avril, vor der cour des pairs mit Stentorstimme plaidirte; es war, als ob Robespierre und Baboeuf aus dem Grabe erstanden wären. ‚Ecoutez moi, messieurs les pairs, avant dix ans le peuple aura rasé le Luxembourg, il erigera un poteau où il sera ecrit: l'infamie des juges fait la gloire des condamnés! Aber der Communismus, die Feindschaft gegen das Eigenthum, ist zugleich die ungerechteste und die thörichtste Sache. Denn heute Plünderung der Paläste, über Nacht Orgien der Plünderer, was wird der folgende Tag sehn? Krieg der Plünderer unter sich, keiner wird dem Anderen Eigenthum gönnen. Man fängt damit an, das Eigenthum zu verneinen, um einen Vorwand zu haben, sich selbst an die Stelle des Eigenthümers zu sezen und sieht nicht ein oder will nicht einsehen, daß man eben dadurch Jedem, der bei der allgemeinen Plünderung noch nichts bekam, das Recht giebt, dem glücklichen Räuber das erlangte Stück wieder abzunehmen. Das Ende des Eigenthumsrechts würde nur allgemeine Eigenthumslosigkeit, Armuth

und Noth sein können, freilich würde Niemand Ueberfluß haben, sondern Alle würden nichts haben. Niemand würde ackern und säen, weil keiner sicher wäre, die Frucht seines Schweißes zu genießen, Alle würden hungern und verhungern, oder gleich Raubthieren einzeln und scheu umherirren. Das wäre das Eldorado der uneigennüzigen Tugendprediger, welche behaupten, jeder Reiche muß hergeben, was er hat, um sich von Unrecht zu reinigen.

Rousseau hat gesagt: Der Erste, welcher ein Feld einhegte und sprach, dies Feld ist mein, ist der Urheber aller Ungleichheit unter den Menschen, ist der Zerstörer des goldenen Zeitalters, der Vater alles Elends, welches mit der Civilisation unvermeidlich über die Menschen, über Reich und Arm kommen mußte und gekommen ist.

Und Rousseau hat nicht Unrecht. Das Gute und das Schlimme der Civilisation ist unzertrennlich. Wer Eigenthum will, wer Eigenthumsrecht anerkennt und respectirt, der muß auch die nothwendigen Folgen des Eigenthumsrechts, die Ungleichheit der menschlichen Loose, die Mischung von Reich und Arm wollen, billigen, oder hinnehmen. Welcher Menschenfreund, der die Menschen sieht, wie sie sind, der in die Hütten der Armen geht, ihre Klagen hört, Zeuge ihrer Leiden ist, muß nicht täglich von Neuem ergriffen werden von dem Contrast des Ueberflusses und der Noth, von dem Wunsch: „Könnte es doch anders sein, wäre Ausgleichung doch möglich!“ Aber es ist nicht genug, es ist nicht gut, nicht erlaubt, hier, wo es die ersten Interessen der bürgerlichen Gesellschaft, also der Menschheit überhaupt, gilt, sich vagen Gefühlen und Wünschen hinzugeben. Die wichtigste Angelegenheit muß zuvörderst von dem Verstande betrachtet und gemessen werden, es müssen die Ursachen des gegenwärtigen Zustandes, die Folgen der gewünschten Neuerungen, der ungestümen Forderungen

erwogen werden. Wer nicht durchaus verblendet ist, oder absichtlich die Augen schließt, der muß einsehen, daß der Grund aller civilisirten Gesellschaft das Eigenthum ist, daß das Eigenthum nur Folge der Arbeit ist, und daß mit Vernichtung des Eigenthums das Gelingen und Wiederholen aller Arbeit vernichtet sein würde. So oft man mit Personen in Berührung kommt und zu streiten hat, die mehr oder weniger von communistischen Grundsätzen, von Neid gegen die Reichen, von übertriebenem Mitleid für die Armen beherrscht werden, die in blindem Eifer alle gegenwärtigen Uebel der ärmeren, schwerarbeitenden Classen den unvollkommenen politischen Einrichtungen zuschreiben, und mit solchen Personen kann man heut zu Tage gar leicht zusammentreffen, so halte man, als an dem besten Schilde, immer nur fest an der Frage: wollt Ihr Eigenthum, und Eigenthumsrecht oder nicht? Wenige haben doch die Frechheit, gerade heraus zu bekennen, daß sie gar kein Eigenthum anerkennen; die Meisten werden bei dieser Frage ausweichen oder sich zurückzuziehen versuchen. Aber man rücke ihnen wiederum mit der deutlichen Frage auf die Brust und verlange bestimmte Antwort. Wer aber bestimmt sagt, daß er kein Eigenthumsrecht statuire und respectire, der verdient den Ausspruch eines guten Oestreichers zu hören: Gottlob, wir haben in unserm Lande noch Galgen.

Was ist Eigenthum? Eigenthum ist Erarbeitetes, Anhäufung von Erarbeitetem, Erspartem, Eigenthum ist Lohn der Arbeit; so hat Gott die irdische Welt für die Menschen eingerichtet. Eben dadurch ist das Eigenthum die Grenze für neue Arbeit. Denn jedes Eigenthum ist nur dadurch Eigenthum, daß es das ausschließliche Eigenthum des Eigners ist und keines anderen Menschen. Ich besize das Meinige kraft eines Privilegiums, kraft meines, alle Anderen ausschließenden Privilegiums und es giebt kein anderes Eigenthum als

privilegirtes. Der Grund und Boden über die ganze Erde ist fruchtbar, nur durch die Arbeit des Menschen, das urbare Land ist durch Arbeit bezwungen, die Arbeit inhärirt dem Boden und der Boden wird mit Recht das Eigenthum des Bearbeiters und seiner Kinder, die ihm helfen und bleibt das Eigenthum der Familie, der Nachkommen.

In altbewohnten Ländern ist aller Grund und Boden seit vielen Geschlechtern in Besiz genommen. Der Nachgeborne geht aus und sucht, aber er findet keinen Fußbreit, den er sein nennen darf, ihn mag noch so sehr darnach verlangen, ihn mag noch so sehr hungern. Kein Halm und kein Baum ist zu finden, der für ihn Frucht bringt; nicht Schaf, nicht Rind, nicht Fisch oder Vogel darf er sich aneignen, wenn der Magen noch so ungestüm, die Hand noch so geschickt ist. Weh Dir, daß Du ein Nachgeborner bist. Du wirst unzufrieden, ungehalten, heftig. So gehe in die Wüste, da ist freilich kein Eigenthum als das der Bienen, — so lang bis der Bär kommt; aber in dem Urwald, in der Prairie, in dem üppigsten Marschboden verkommt auch der rüstigste und willigste Arbeiter, wenn er nicht die Axt und die Flinte, den Pflug, das Rind, das Saatkorn und Vorrath bis zur nächsten Erndte, das ist, Erarbeitetes, Erspartes, Eigenthum schon mitgebracht hat. Bleiben wir in der Nähe, wenige Stunden auf der Eisenbahn versezen uns in die große Stadt, wo den aufmerksamen Menschenfreund nichts mehr interessiren kann, als die immer wiederkehrenden Contraste von Reich und Arm. Das Auffallendste und Betrübendste in der großen Stadt sind die zusammengedrängten Extreme von Ueberfluß und Mangel, Verschwendung der Eitlen und Noth der Ehrlichen, nichts destoweniger bleibt das Geschäft dessen, der sein Talent gebraucht, um alle Reichen als schuldig, alle Armen als unschuldig darzustellen, um den Neid der Armen zum Haß gegen

die Reichen zu steigern, das Verwerflichste. Die einzelnen Schilderungen in den Mystères de Paris sind kaum übertrieben, allen liegt Wirkliches zum Grunde, aber es ist Sünde, das Talent so zu mißbrauchen, daß die schlechteste Leidenschaft, der Neid, allgemein werde, daß Raubsucht und Zerstörungssucht gegen die Reichen aufgeregt werde. Was ist Reichthum, was ist Wohlhabenheit, was Eigenthum? Alles und Alles, was besessen wird vom Eigner des Schlosses oder der Hütte, ist Erarbeitetes, Erspartes, das kann nicht zu oft wiederholt werden. Durch Arbeit von Generationen, viel saure Arbeit ist Paris entstanden und jeder einzelne Eigenthümer ist Schöpfer oder Erbe des durch Arbeit erzeugten Guts.

Was die Menschen verwirrt, das ist der Gebrauch und Mißbrauch des Geldes, des Repräsentanten des Eigenthums sowohl wie der Arbeit. Geld ist eine Anweisung auf eine Portion Eigenthum oder auf so viele Stunden oder Tage von Arbeit, also auch auf das Ergebniß der Arbeit. Allzuleicht drängt sich dem Armen, dem Nothleidenden der Gedanke auf: der reiche Bankier, dessen Kutschenräder mich bespritzen, fährt dahin, um zehntausend Franken im seidenen Boudoir zu verschenken, oder am Spieltisch zu verlieren; wie glücklich könnte ich durch diese Summe werden. Er denkt's und die Faust ballt sich in der leeren Tasche, er geht in die Kneipe, wo er seines Gleichen findet, Leute, zum Theil voll Talent, voll Kraft, voll Leidenschaft, die heut Morgen aufgestanden sind, ohne zu wissen, wovon sie das Mittagsessen bezahlen könnten. Da stecken sie die Köpfe zusammen und erhizen sich und decretiren beim Wein: la proprieté c'est le vol! Die „Sclaverei der Arbeit“ soll aufhören. Vier Stunden Arbeit täglich sei genug, soll genug sein, um allen Bedürfnissen zu genügen, es soll eine allgemeine Küche sein u. s. w. Eine der höchsten Magistratspersonen Frankreichs

erzählte mir bald nach dem Proceß der Communisten, welche vom Aprilmonat benannt wurden, daß einen ganzen Abend in einem Conventikel debattirt worden sei über die Frage: ob die Arbeiter Eigenthumsrecht an ihrem Handwerkszeuge haben sollten oder nicht? Der Beschluß war: oui, tandis qu'ils travaillent. Das ist actenmäßig. Bei solcher Verirrung und Verwirrung in den Ansichten ist's denn auch kein Wunder, daß man consequent dahin kommt, das Institut der Ehe, welches mit der Begründung und Erhaltung des Eigenthums gleichen Schritt hält, zu verläumden und die Aufhebung der Ehe zu erstreben. Nun freilich, es giebt unglückliche Ehen, unsägliches Elend unter den Menschen hat keinen andern Ursprung als unglückliche Ehe. Und gleichfalls giebt es tausendfach und hunderttausendfach Elend jeden Tag, welches die Verschiedenheit des Eigenthums, wenn nicht zum lezten, doch zum nächsten Grunde hat. Wir geben das willig zu, aber wenn ohne Ehe kein Ehebruch, ohne Eigenthum kein Raub und Diebstahl, kein Neid gegen die Reichen, keine Vergeudung der Erben stattfände, so ist das doch noch kein voller Beweis gegen Ehe und Eigenthum überhaupt. Nach dem Zeugniß der Geschichte ist es zuverlässig, daß kirchliche Toleranz mehr ist da, wo Polytheismus herrscht, als da, wo Monotheismus die Alleinherrschaft hat. Wer aber wird deswegen, weil der Name der Religion gemißbraucht worden und im Namen des barmherzigen Gottes die scheußlichsten Religionskriege geführt sind, die Religion verantwortlich machen wollen, oder gar dem Monotheismus die Vielgötterei vorziehen? Alles auf Erden kann in der Hand des Menschen zum Schaden dienen. Das Eigenthum wird oft gemißbraucht von den Händen, in welchen dasselbe angehäuft liegt, nichtsdestoweniger muß das Eigenthumsrecht heilig gehalten werden, denn dieses ist die Bedingung der Arbeit und ohne Arbeit

ist keine menschliche Existenz, keine Civilisation möglich. Im Angesicht derer, welche das Eigenthumsrecht verläumden und verlezen, kann man begreiflich dahin kommen, dasselbe zu überschäzen oder doch einseitig zu betrachten. So geschah es, zur Zeit als die junge französische Revolution schwärmerische Jünger in Deutschland fand, dem das Rechte wollenden, dem mit Recht gefeierten Justus Möser. Er nahm Partei, wenn das Partei genannt werden darf, für die Besizenden, er behauptete, was die Besizenden gern hörten: Der Verband der Grundbesizer das ist der Staat, alle Uebrigen sind Häuerlinge; und von diesen sprach er, in altsächsischer Weise, mit ziemlicher Verachtung. Aber die Möser'sche Thesis ist nur wahr, so lang die Grundbesizer allesammt selbst ihren Acker bearbeiten und keiner fremden Hülfe bedürfen. Das ewige Naturgesez oder richtiger, der Wille Gottes ist: ohne Arbeit keine Erndte. Wo aber jezt die wenigste Arbeit von den Eigenthümern gethan wird, wie bei den großen Gutsbesizern durchaus der Fall ist, da ist offenbar, daß die Arbeiter ein eben so unentbehrliches integrirendes Glied der bürgerlichen Gesellschaft, des Staats sind, wie die Grundeigenthümer selbst. Sie stehn mit diesen in Wechselwirkung und das Wohl des Staats wird großentheils von der Art dieser Wechselwirkung bedingt. Nur der Ertrag, welcher überschüssig ist, nachdem die Arbeiter genährt worden, ist die Rente des Eigenthümers. Aber jeder Eigenthümer wünscht und strebt Eigenthümer zu werden, das ist der natürliche, der legitime Conflict beider Hauptclassen der bürgerlichen Gesellschaft. Ebendeswegen soll und muß der Arbeiter Respect haben vor dem Eigenthum und dem Eigenthümer, oder er vernichtet sein eignes Ziel; er wünscht nichts mehr als selbst Eigenthümer zu werden, wenn gleich die Wenigsten dies Ziel erreichen.

6.

Vielkinderei und Concurrenz.

Wie entstehn die Arbeiter, die Arbeiterfamilien, die concurrirenden Haufen der Arbeiter?

Durch Vielkinderei.

Hier sind wir an den Gegensaz gelangt, den wir an die Spize dieser Blätter gestellt haben, als Räthsel, aber zugleich als Lösung des Räthsels der ganzen Menschengeschichte. Die Sphinx hat kein Räthsel gegeben, welches schwerer wäre und zugleich ist keine Lösung leichter gewesen. Es ist das Ei des Columbus. Vielkinderei ist so gewiß, wie der Wechsel von Schlaf und Wachen und doch dem Menschen so alltäglich, daß das Räthselhafte und das Wunderbare der Wirkungen ihm völlig unbewußt scheint, bis der Newton der Staatswirthschaft kam und die Frage richtig stellte. Woher der Fortschritt, die Bewegung in der Menschenwelt, woher die Civilisation, die wesentlich im Fortschreiten besteht, aber auch unvermeidlich die Ungleichheit der Loose der Menschen bedingt? Daher, weil die Ehe mehr als zwei Kinder liefert. Wo mehr als ein Sohn aus der Ehe erwächst, da kann die Nachkommenschaft des Vaters nicht ruhig auf demselben Erbe, unter demselben Dach sizen bleiben, da ist der Mensch darauf angewiesen, hinauszugehn in die Welt, und neue Nahrungswege für sich und seine Familie zu suchen, was allermeist nur geschehen kann, indem er seine Arbeit auf Gegenstände richtet, die für seine Nebenmenschen dienlich und nöthig sind.

Warum ist der Sohn des Reichen reich? weil Vorrath gesammelt war. Warum ist der Arme arm? In der allergrößten Mehrzahl der Fälle, weil der Vater die Kinder zeugte, ohne Vorrath gesammelt zu haben. Es ist kaum nöthig zu sagen, denn es versteht sich von selbst, daß Vorrath hier nicht nur materielle Güter, gleich verzehrbare, oder Geld bedeutet, sondern auch unmaterielle Güter. Ein Vater, der sich Freunde erworben hat, die vermögend und willig sind, abzugeben, kann vielleicht ruhiger sterben über das Schicksal seiner Kinder, als Derjenige, welcher seine Kinder in der Fremde läßt, wenn er auch ein paar hundert Thälerchen erspart hat. Man hat einst nicht zugeben wollen, daß die Erde um die Sonne geht und möchte jezt nicht zugestehn, daß die Ungleichheit der Menschen hauptsächlich herrührt von der Geburt, von der providentia majorum, oder von der Sorglosigkeit der Eltern für ihre Kinder und Nachkommen, aber es ist doch wahr. Newton und Malthus haben Recht, vollkommen Recht, nicht mehr oder minder Recht. Warum fällt der Apfel auf die Erde? weil er nicht auf den Mond fällt; das ist die erste Zeile der Astronomie. Warum ist der Arme arm? weil der Vater nicht für den Sohn gesammelt hat, weil überall zuvor mehr geerndtet, gesammelt sein muß, eh eine wachsende Zahl von Kindern, von Erwachsenen, eine größere Zahl von vollständigen Portionen erhalten kann. Das ist der Malthussche Satz, das ist der erste Satz einer wahren Nationalökonomie und somit des wahrhaftigen Staatsrechts, welches nicht allein aus willkührlichen Contracten abgeleitet werden kann, sondern zur Basis hat das vom Schöpfer gegebene, unveränderliche Verhältniß der Menschen zur irdischen Natur. Der Mensch kann nicht ohne Brod leben, nicht ohne Erndte, also ist Arbeit und Eigenthumsrecht nothwendig.

Gesezt, die Zahl der Ackerloose bleibt sich gleich, was im altbewohnten Lande, wo nicht mehr viel Wälder auszuroden, viel Sümpfe trocken zu legen sind, beinah immer der Fall ist, aber die Zahl der Kinder bleibt nicht der Zahl der Eltern gleich, sondern übersteigt dieselbe, so ist die Frage, was soll aus dem Ueberschuß der Kinder werden? Hier sei jezt nicht die Rede von den ersten Lebensjahren, wo die Kinder durchaus Zehrende sind und durch eigene Anstrengung nichts für den Mittagstisch beschaffen können. Jezt ist die Hauptfrage, die sich in fast jeder Familie wiederholt und ernsthaft aufdrängt: welche Lebensweise sollen die Kinder einschlagen, damit sie ihr Brod verdienen, ihr Brod wirklich finden und mit Freuden genießen können? Freilich, die Ackerloose können in manchen Fällen getheilt werden und werden wirklich getheilt, aber Gott verhüte, daß die Ackerstreifen zu klein werden, denn das macht zuverlässig die Brodschnitten kleiner und überliefert die große Menge Menschen beim ersten Miswachs dem verderblichsten Nothstande. Je kleiner die Ackerloose, desto unmöglicher ist es für die Besizer, Vorrath zu sammeln, dieses aber ist die unerläßliche Bedingung für das Wohlergehn der Familie, sie mag groß oder klein sein, denn allemal beginnt die Familie mit Kindern, die nicht erwerben, sondern nur durch gesammelten Vorrath erhalten werden können. Ist gar kein Vorrath da, und der Vater erkrankt, so ist Frau und Kind morgen dem Verschmachten ausgesezt. Eigenthum ist die Frucht von Arbeit, ist allemal Erarbeitetes. Vielkinderei ist der entgegengesezte Pol von Eigenthum, zehrt und zerrt an dem Eigenthum. Nichtsdestoweniger, oder vielmehr gerade wegen dieser steten Gefahr für das Eigenthum, vermindert und zerstreut zu werden, muß das Eigenthumsrecht heilig gehalten werden. Aber nicht minder als das Eigenthumsrecht ist Vielkinderei der innern und äußern

Natur des Menschen, in der Hütte wie im Palaste, angemessen, unvermeidlich dem liebenden und lieblosen Menschen, Schritt vor Schritt, über die ganze Erde folgend. Vielkinderei ist der eigentliche Quell der Menschengeschichte. Wäre völlige Stabilität dem Willen Gottes gemäß gewesen, so hätte die Geschichte von einer Generation zur andern keinen Inhalt gehabt, als Adam und Eva und abermals Adam und Eva und so fort. Aber sobald die Menschen sich wohl fühlen und nicht in wilder Vermischung leben, sondern in der Ehe leben, vermehren sie sich und können sich verdoppeln in weniger Zeit als einem Menschenalter. Das sehn wir vollständig ausgeführt, vor unsern Augen, in Nordamerika. Dasselbe geschah, genau oder ähnlich, vom Paradiese aus, von der ersten Wiege des Menschengeschlechts auf dem alten Continent, und das Streben dazu ist fortwährend vorhanden, mag der Boden Dammerde sein oder Sand, die Nahrung in Waizen, oder Kartoffeln, oder Reis, oder Hirse bestehn.

Die Vielkinderei ist die Mutter der Concurrenz und somit die Erfinderin aller Künste der Civilisation, aber auch die Mutter aller Uebel, welche die Civilisation, die Bewegung, der Fortschritt mit sich bringt, und die heut zu Tage sehr undankbar und sehr übelwollend, von unerfahrnen Schriftstellern und den von ihnen verführten Schülern, dem Eigenthumsrechte, den Fabrik- und Kaufherrn, einigen Duzend Banquiers, zugeschrieben zu werden pflegen. Die Wahrheit ist, daß in gleichem Maaße, wie man Gutes und Schlimmes von dem Eigenthumsrechte, von der Ehe, von dem Staate sagen kann und muß, eben so auch der Concurrenz, der Tochter der Vielkinderei, ein beträchtlicher Theil sowohl vom Glück als auch vom Unglück der Menschen und der Völker zuzurechnen ist.

Die Erde sollte bevölkert werden, das war und ist nur möglich durch Vielkinderei. Nachdem die ersten Arbeitenden

als Lohn ihrer Arbeit Eigenthum, unbewegliches Eigenthum, Theile des Grundes und Bodens gefunden, genommen, bebehauptet hatten, und somit auf dieser Seite die Grenze der Arbeit erreicht ist, bleibt den Nachgebornen, den Proletariern, wenn man will, und den Kindern der Proletarier nichts anders übrig, als Arbeitslohn, im weitesten Sinne, zu gewinnen. Alle Einwohner der Städte leben von Arbeitslohn, abgerechnet die in den meisten Ländern geringe Zahl, die von reiner Rente des Bodens oder eines ähnlichen sichern Capitals leben. Das ist, sie leben durch Verbesserung und Veredlung beweglicher Sachen und durch solche Leistungen, mit mehr oder weniger Anstrengung der geistigen Kräfte, daß die Grundbesitzer bewogen werden, einen Theil ihrer überschüssigen Erndte herzugeben, um die ihnen wünschenswerthen, von Nichtgrundbesitzern erzeugten Gegenstände oder geschehenen Leistungen einzutauschen. Die ganze Bevölkerung der Städte hat nur durch Vielkinderei entstehen können, ist aber auch wiederum im Stande und jederzeit geneigt, gleich den Bienenschwärmen neue Menschenschwärme auszusenden nach jedem Welttheil, über die Steppen Asiens, die Wüsten Afrikas oder des Oceans.

Hier sind wir nun an den Cardinalpunct gelangt, von dem das Wohl und Wehe der zahlreichsten Classe der Gesellschaft im altbewohnten Europa und in jedem andern Welttheil abhängt. Die Millionen von Arbeitern in den Städten, wie auf dem Lande, und dazu gehören Alle, die nicht vom reinen Ertrage ihres unbeweglichen oder beweglichen Capitals leben können, befinden sich wohl, wenn der Arbeitslohn hoch ist, sie sind mehr oder weniger elend, wenn der Arbeitslohn gering ist. Das Eine wie das Andere ist aber großentheils Folge der geringern oder größeren Concurrenz. Wer

ehrlich das Wohl der Arbeiter und der Arbeiterfamilien wünscht, der muß wünschen, daß der Arbeitslohn hoch sei. Das ist besser als Austheilung von Suppe oder Holz, besser als Almosen in jeder Gestalt, besser als jede Anstalt für Kinder oder Alte, als alle Frauenvereine, als jede gezwungene Armensteuer. Hoher Arbeitslohn; da ist Zufriedenheit und Freude überall, da sind am Bäckerladen und im Bierhause fröhliche Gesichter, da röthen sich die bleichen Wangen, da geht der Fuß rascher und die Hand rührt sich mit Eifer zur schweren Arbeit. Freilich das Hoch des hohen Tagelohns oder Arbeitslohns ist relativ, es richtet sich nach den Preisen der nothwendigsten Lebensbedürfnisse und weis't hin auf die unabweislichen Fragen: wie die Preise der Lebensmittel entstehn? wer Macht hat, die Preise der Lebensmittel zu bestimmen? wer zu beschuldigen ist, wenn diese Preise steigen, oder, was dasselbe ist, wenn der Preis der Arbeit sinkt? Auf den ersten Anblick scheint die Forderung nicht unbillig: der Arbeitslohn sei so beschaffen, daß der Arbeiter für sich und seine Familie die unentbehrlichsten Lebensmittel anschaffen könne. Nehmen wir für's Erste diese Forderung zu Protocoll, ohne jedoch im mindesten dieselbe als richtig unterschreiben zu wollen. Wahr ist's, alle Klagen der modernen Welt, aller Wortführer der unzufriedenen Arbeiter, welche an vielen Orten die zahlreichste Classe ausmachen und oft eine drohende Stellung einnehmen, gehn dahin, daß der Arbeitslohn den dringenden Bedürfnissen der Arbeiter nicht angemessen sei. Die Forderungen lauten, daß die Wohlhabenden, die Besitzenden, die Fabrikherrn, die Regierenden, dafür sorgen und streben sollen, daß der Arbeiterlohn hinlänglich sei, damit die Arbeiter und die Arbeiterfamilien ein menschliches Leben führen können. Ist diese Forderung unbescheiden? Wer möchte nicht gern Nein sagen können? Wer, dem ein Herz in der Brust

schlägt, möchte nicht gern den Hungernden, den Verzweifelnden Recht geben können, welche sich häufen, weil gemeinschaftliches Unglück die Menschen aneinanderschließt und in Haufen heranziehen, ohne im mindesten das Eigenthum des Fabrikherrn zu beschädigen, mit der lauten aber festen Erklärung: wir wollen arbeitend leben oder raubend sterben. Wir wollen so gern arbeiten, wir verlangen nichts als Arbeit, lohnende Arbeit!

What is the worth of any thing,
But just so much as it will bring?

Ja, da liegt die Schwierigkeit; Niemand leugnet, daß der Arbeitslohn oft unzulänglich ist, um das menschliche Leben zu fristen, daß der Arbeiter, der gern fleißig sein möchte, oft nicht genug verdienen kann, um den Hunger zu stillen, die Blöße zu decken. Wir geben dies, nicht willig, zu, aber müssen es, der Wahrheit gemäß, leider zugeben. Da liegt die Wurzel des Uebels aller neuen Gesellschaften des heutigen Europas. Das Uebel ist da, die Gefahr ist da, es ist feige und unklug, die Gefahr zu leugnen, die Augen abzuwenden. Entweder die Arbeiter sind innerhalb des Staats, oder sie sind außerhalb. Ist Lezteres der Fall, so haben sie das Recht des Kriegs; es ist also mit der berühmten und oft gelobten Behauptung Justus Möser's, daß die Grundbesitzer allein Mitglieder des Staats sind, daß die Häuerlinge, wie er die Proletarier, die Arbeiter, die Nichtgrundbesizer sammt und sonders nennt, ganz außer oder unter dem Staat sind, nicht das Mindeste geholfen für die Lösung der Aufgabe. Diese entsteht eben durch den Conflict der wirklich existirenden Menschen und besteht in der dringenden Nothwendigkeit, die zusammenstoßenden Interessen auszugleichen. Wer dazu einen Versuch machen will, muß zuvörderst die Quelle des Uebels erkennen und das ist die Concurrenz. Sprechen wir es

geradezu aus, Concurrenz, zu starke Concurrenz, ist schuld daran, in den allermeisten Fällen, wenn der Tagelohn gesunken ist, so daß er nicht zur Erhaltung des Arbeiters hinreicht. Die Arbeiter haben zu viel Hände auf den Markt gebracht. Vielkinderei erzeugt Concurrenz, sie ist die älteste Tochter der Vielkinderei, dann folgt die unabsehbare Brut, welche die zahllosen Leiden der ärmeren Classen bildet, nachdem so viel überflüssige Hände zu Markt gebracht worden, daß der Arbeitslohn hat sinken müssen. Worüber klagen die Arbeiter? Sie wollen in Stein und Eisen, in Flachs und Baumwolle, in Wolle und Leder, sie wollen zu Land und zu Wasser arbeiten, gern arbeiten, für genügende Bezahlung, aber die Werkstätten sind besetzt, der Fabrikherr kann nicht mehr Hände beschäftigen, bezahlen, der Rheder hat alle Schiffe bemannt; Ihr habt zu viel Hände zu Markt gebracht! Wenn mehr nubile Töchter da sind, als heiraths-fähige junge Männer, die eine Familie ernähren können, so müssen manche Mädchen warten und warten, auf die Gefahr hin, ältliche Jungfrauen zu werden. Das sieht Jeder ein, diesem Schicksal muß sich das ganze weibliche Geschlecht unterwerfen, aber die Arbeiter wollen nicht einsehen, die sich Freunde der Arbeiter nennen, wollen nicht einsehen, daß jene grade im nämlichen Fall sind, wie die überzähligen Jungfrauen. Die Regierung soll helfen, die Regierung muß helfen, heißt es, die Regierung erfüllt nicht ihre erste Pflicht, wenn sie nicht allen ehrlichen Arbeitern so viel Arbeit schafft, daß sie leben können. Weiter wird nichts gefordert; wie bescheiden! Auch die überzähligen Jungfrauen fordern weiter nichts, als daß für glückliche Ehe gesorgt werde — excusez la petite portion; — und dann kommen die Wittwen und Waisen und fordern, daß sie versorgt werden, denn ihr Mann und Vater habe, so lange er gekonnt, redlich gearbeitet, dann kommt

das Heer der Candidaten, der Bewerber aller Art. Die geringste Brodstelle wird offen, noch ist der Chausseeeinnehmer, der Schaffner bei der Eisenbahn nicht begraben, so werden die Vorsteher, welche die Stelle zu besorgen haben, mit Suppliken bestürmt, es melden sich für eine Brodstelle dreißig und mehr Bewerber; Einer kann doch nur die Stelle erhalten. Die Neun und Zwanzig, denen es nicht gelingt, haben grade so viel oder so wenig Recht zu fordern, daß die Regierung Rath und Hülfe schaffen solle, wie die Arbeiter in Manchester oder Schlesien, wie die Hüttner in Irland oder Würtemberg, die daheim still sizen und Ergebung aus frommen Büchern schöpfen, oder, von schiefen Köpfen angeführt, im Tumult durch die Straßen ziehen und rufen: Arbeit! Arbeit! höhern Tagelohn! Brod oder Tod! — Was vermag die Regierung? dem Capital eine andere Richtung geben, das Geld aus einer Tasche in die andere bringen, aber zuverlässig, was sie dem Einen giebt, wird dem Andern genommen, so sicher, wie das Glas Wein, was Deine Wohlthätigkeit dem Einen reicht, von einem Andern nicht getrunken, also entbehrt wird. Und wenn die Regierung in begünstigten Fabriken Arbeiten machen läßt und zu Markte schickt, die bisher von unabhängigen Arbeitern verfertigt wurden, so wird diesen durch die Concurrenz der Markt verdorben, sie werden außer Brod gesezt und der Gefahr preisgegeben, daß sie mit ihren Familien darben. Aber verdammen wir die Concurrenz im Allgemeinen nicht, so wenig wie die Stiftung des Eigenthums. Concurrenz hat die Städte erbaut, Concurrenz nährt die Städte und die Millionen, Concurrenz giebt dem Grundeigenthümer die Möglichkeit aller Genüsse, aller Bildung, welche das civilisirte Leben bietet, Concurrenz macht es möglich, daß der Arbeiter ein ordentliches Hemd statt des Thierfells trägt, daß er ein gutes Buch lies't statt die Keule des Wilden zu schwingen.

Aber die Concurrenz ist nicht blos auf dem Markt und in den Häfen, aus denen ohne Concurrenz nicht mehr Schiffe nach Amerika auslaufen würden, als Holländische von Java nach Japan gehen. Ein einziges Schiff würde von Europa ausgehen, um Zucker und Kaffee zu holen, aber Concurrenz schafft uns wohlfeilen Zucker und Kaffee. Concurrenz besezt die Kanzel des Geistlichen mit dem Würdigen, hoffen wir, die Rednerbühne in der Deputirtenkammer, den Wollsack im Hause der Lords, den jezt ein homo novus einnimmt, den Steuermannsplatz eines Premierministers, auf dem der Sohn eines Baumwollenspinners steht, der den Sieg davon getragen hat vor allen Söhnen der Lords, weil er das meiste Vertrauen erlangt hat; Concurrenz besezt das Mansionhouse in London und den Lehrstuhl des Professors. Als armer Jüngling trat der Lordmayor in die Stadt, in das Menschengewühl, durch eigne Kraft, durch Tugend, durch Glück, durch Segen des Himmels ist er an die Spize der reichsten Stadt der Welt gelangt. Ohne Concurrenz wäre in London nur Eine Apotheke, nur Ein Bäcker, Ein Fleischer, es wäre keine Stadt zu Stande gekommen, denn es wären keine Nachbaren. Man denke sich einen beliebigen Zeitpunkt in der Geschichte, als Punkt des Stillstands, des Gefrierens, da Fürst Metternich Kanzler ist, oder da der heilige Ludwig König war, oder da Alfred oder Heinrich VIII. herrschte. Gleichviel, welchen Tag man als normal annimmt. Nun denke man sich, daß jede Ehe einen Sohn und eine Tochter liefert, daß gar keine Vielkinderei ist. So bleibt Alles sich gleich, kein Fortschritt mehr, kein Schritt außer dem Gleise, die Geschichte erstarrt, ist geschlossen, wie das Buch mit dem lezten Blatte. Aber auch nur so, nur um diesen Preis, daß alles Leben, alle Bewegung eingebüßt wird, ist das, was von Manchen gewünscht wird, vollkommene Stabilität, zu erkaufen. So wie man

Vielkinderei zuläßt, ist Concurrenz unvermeidlich und mit ihr alles Gute und Schlimme, was daran hängt. Der Gutsbesizer hat mehrere Söhne, von denen nicht jeder, sondern nur einer das Gut erben kann, die jüngern ziehn nach Syrien oder an den Hof, oder nach Peru, nach Virginien, nach Versailles oder in die Artillerieschule zu Brienne, jeder will sein Glück machen. Alle andern Classen machen es auf ähnliche Weise. Dadurch ist nicht nur die Fabrik und die Werkstatt, sondern der Hof und die Armee auf dem Friedensfuß, das Parlament und die Börse, ganz auf gleiche Weise, die Arena der wetteifernden Kräfte. Darum war das Gedränge zu den Fahnen Wallensteins und Napoleons, darum ist die Zahl der ehrgeizigen, fähigen Candidaten, die Minister sein wollen, in Frankreich und England so groß; aber aus derselben Ursach entspringt das Gedränge um die Kartoffeln Irlands und um die Ginshops in Manchester. Weil Ihr zuviel Hände zu Markt bringt, darum ist der Tagelohn, der Werklohn, so niedrig, weil hundert und hundert eitle Franzosen sich fähig glauben, an der Stelle des trefflichen Guizot zu stehen, darum ist die Wuth seiner Gegner so laut; weil die Concurrenz in Polen und in jedem Wahlreich ganz losgelassen wird, darum wird die Krone entwürdigt, wohlfeil, zu schwach, um den König zu schüzen.

Hier noch eine charakteristische, eine instructive Thatsache für den, der belehrt sein will.

Vor wenig Jahren wanderte ein junger Mann von hier nach den vereinigten Staaten, mit geringem Capital vom Vater ausgesteuert. Das Ganze ward verbraucht zum Ankauf einer Zahl von Acres mit einem Blockhause in einem der neuern westlichen, noch dünn bevölkerten Staaten. Arbeiter konnte der junge Ansiedler sich nicht schaffen, denn der Arbeitslohn war, wegen Mangel an Händen, so hoch, daß

er nicht vermögend war, zu zahlen, sondern bisweilen dem Nachbar mit half, um etwas Sicheres zu verdienen. Aber mit dem zweiten, dem dritten Jahre, nahm der Strom der Einwanderer so zu, daß der neue Besitzer seinen Grund und Boden nicht nur mit Hülfe Anderer bedeutend hat verbessern können, für geringen Arbeitslohn, sondern die Verhältnisse haben sich so ganz verändert, daß jezt eine Menge verhungerter Menschen sich anbieten zu arbeiten, ohne allen Tagelohn, blos für die Kost. Alle Preise der Dinge, des Brods und der Diamanten, des Tagelohns für den Pflüger, wie das Honorar für den Poeten und die Sängerin, hängt ab von der Concurrenz, von dem Verhältniß der Käufer und Verkäufer, nicht von der einseitigen Willkühr des Käufers oder der einseitigen Willkühr des Verkäufers, am allerwenigsten von der Macht der Regierung. Die Natur der Dinge, die Macht der natürlichen Verhältnisse, müssen die Arbeitenden, die Brodsuchenden aller Art anerkennen, ehe sie sich anmaßen, die Wohlhabenden, die Regierenden zu beschuldigen und über Ungerechtigkeiten zu klagen, wo durchaus nichts anzuklagen ist, als die eigene Unvorsichtigkeit.

Die Menschen vermehren sich, nicht nur wenn sie sich wohl fühlen, sondern auch und vielleicht am meisten, wenn sie sich elend fühlen; darin besteht das allergrößte Uebel der Vielkinderei, daß sie sich fortzeugt, gleich dem Verbrechen, dessen Fluch hauptsächlich darin besteht, daß die böse That eine Kette von bösen Thaten nach sich zieht. Das Unglück schließt die Menschen oftmals enger an einander und es ist gut, daß das geschieht, aber leider entsteht daraus auch Vermehrung, unbedachtsamste Vermehrung der Kinder. Wir sind doch einmal unglücklich, so laßt uns dasselbe Loos theilen und Hand in Hand dem Schicksal, dem unvermeidlichen, entgegengehn. Das scheint gut und edel zu sein, aber es scheint nur

so, denn es wird dadurch eine neue, unschuldige Generation geschaffen, die dem Mangel, der Noth, der Verführung preisgegeben wird. Noch einen Schritt weiter und die im Elend erzeugten und aufgewachsenen Kinder verlieren allen Muth, alle Fähigkeit, in die Zukunft zu blicken, für den kommenden Morgen zu sorgen. Ist's erst einmal dahin gekommen, daß der Mensch aller Vorsicht entsagt hat, so wird er beherrscht von den blinden, thierischen Trieben und mit der Abgestumpftheit der Eltern steigt und muß steigen die Zahl und das Elend der Kinder. Auf die naivste Weise haben tausend und tausend gute deutsche Seelen Mitleid mit dem Elend der armen Irländer, wovon sie in den Zeitungen und in den Berichten wahrhafter Reisenden lesen, vergessend, daß in ihrem Dorfe, in ihrer Stadt ganz dasselbe existirt, in jedem Hause, in jeder Hütte, wo die Eltern unvorsichtig geheirathat haben, wo die fleißigsten, aber ganz unbemittelten Leute unglücklich geworden sind, wie sie es hätten im Voraus wissen können und sollen, durch Vielkinderei. — Noch einen Schritt tiefer, da heilt das Uebermaaß des Uebels sich selbst; wo keine Ehe ist, wo die Geschlechter in wilder Vermischung leben, da ist von Vielkinderei nicht die Rede, da werden nicht so viel Kinder geboren, als nothwendig sind, um die Volksmenge bei Gleichem zu erhalten. Unter den Sclaven, die nicht in der Ehe leben, ist die Sterblichkeit größer, als der Zuwachs der Geburten, da ist stete Einfuhr von Sclaven unentbehrlich.

7.

Elend der Schwerarbeitenden.

Elend der Schwerarbeitenden. Wir wollen zwei Zeugen hören, die, wie ich glaube, was das Factische betrifft, wenige Uebertreibungen abgerechnet, glaubwürdig sind, aber freilich das darauf sich stützende Raisonnement finde ich durchaus verwerflich.

In vorigem Jahre ist in Leipzig erschienen: Die Lage der arbeitenden Classen in England, nach eigner Anschauung und authentischen Quellen, von Friedrich Engels.

‚Vergleichen wir doch einmal,‘ sagt Herr Engels, ‚die Lage des freien Engländers von 1845 mit der des leibeignen Sachsen unter der Geißel des normanischen Barons von 1145. Der Leibeigne war glebae adscriptus, an die Scholle gefesselt; der freie Arbeiter ist es auch, durch das Cottagesystem; der Leibeigne schuldete dem Brodherrn das jus primae noctis, das Recht der ersten Nacht, der freie Arbeiter schuldet seinem Herrn nicht nur das, sondern das Recht jeder Nacht.‘ (Schlechter Witz. Weiß Herr E. nicht, oder will er nicht wissen, daß Seefahrt nicht möglich ist, ohne nächtlichen Dienst der Mannschaft?) ‚Der Leibeigne konnte kein Eigenthum erwerben, alles, was er erwarb, konnte ihm der Grundherr nehmen; der freie Arbeiter hat ebenfalls kein Eigenthum, kann keins erwerben, wegen des Druckes der Concurrenz, und was selbst der Normann nicht that, das thut der Fabrikant; durch das Trucksystem‘ (der Fabrikherr hält einen

Laden, worin der Arbeiter seine Bedürfnisse kaufen muß) ,maßt er sich täglich die Verwaltung dessen an, wovon der Arbeiter seinen unmittelbaren Lebensunterhalt hat. Das Verhältniß des Leibeignen zum Grundherrn war durch Geseze geregelt, die befolgt wurden, weil sie den Sitten entsprachen, so wie auch durch die Sitten selbst; des freien Arbeiters Verhältniß zu seinem Herrn ist durch Geseze geregelt, die nicht befolgt werden, weil sie weder den Sitten noch dem Interesse des Herrn entsprechen; der Grundherr konnte den Leibeignen nicht von der Scholle losreißen, ihn nicht ohne sie, und da fast Alles Majorat und nirgends Kapital war, ihn überhaupt nicht verkaufen; die moderne Bourgeoisie zwingt den Arbeiter, sich selbst zu verkaufen. Der Leibeigne war Sclave des Grundstücks, auf dem er geboren ward, der Arbeiter ist *Sclave der nothwendigsten Lebensbedürfnisse* und des Geldes, mit dem er sie zu kaufen hat. Beide sind Sclaven der Sache. Der Leibeigne hat eine Garantie für seine Existenz an der feudalen Gesellschaftsordnung, in der Jeder seine Stelle hat; der freie Arbeiter hat gar keine Garantie, weil er nur dann eine Stelle in der Gesellschaft hat, wenn die Bourgeoisie ihn braucht, sonst wird er ignorirt, als gar nicht vorhanden betrachtet. Der Leibeigne opfert sich seinem Herrn im Kriege, der Arbeiter im Frieden. Der Herr des Leibeignen war ein Barbar und betrachtete seinen Knecht als ein Stück Vieh; der Herr des Arbeiters ist civilisirt und betrachtet ihn als eine Maschine. Kurz die Beiden stehn sich in Allem so ziemlich gleich, und wenn auf einer Seite Nachtheil ist, so ist es auf der des freien Arbeiters. Sclaven sind sie Beide, nur daß die Knechtschaft des Einen ungeheuchelt, offen, ehrlich ist, und die des Andern heuchlerisch, verheimlicht vor ihm selbst und allen Andern. Die humanen Tories

hatten Recht, als sie den Fabrikarbeitern den Namen weiße Sclaven gaben.'

Ebenderselbe sagt:

,Der Mensch hat von der Natur das Recht zu fordern (und im gesunden Zustande der Gesellschaft bleibt ihm dies Recht nicht vorenthalten): daß ihm seine Arbeit das für sein Leben Bedürftige verschaffe, und ihn zum freien Genusse jenes Erwerbes kommen lasse.' Hört! Hört! Obige Worte des Herrn Engels sind zu lesen in der allgem. Preußischen Zeitung, Berlin 1. Nov. 1845. Meines Erachtens hat kein Pariser oder Schweizer Communist jemals etwas ärger Revolutionaires ausgesprochen. Hören wir weiter. ,Die Maschinenerfindung und die daraus folgende Fabrikthätigkeit verlieh ihm nun allerdings wohl solche Arbeit, aber die sociale Ordnung und die durch dieselbe gestützte politische Verfassung des Landes versagten ihm das Leztere. Der Englische Industriearbeiter war frei, d. h. sich selbst überlassen, ohne Fürsorge von oben und besizlos; sein Tagelohn bestritt ausschließlich seinen Unterhalt für den Tag der Arbeit. In einem Lande aber, wo die politische Verfassung, auf der einen Seite, den Individuen eine bis zum Extrem gehende Freiheit, und damit den Leidenschaften und selbstsüchtigen Bestrebungen der Menschen, kurz einem zügellosen Industrialismus ein freies Feld gegeben hatte, auf der andern Seite aber, unter beklagenswerther Beschränkung der vermittelnden Macht der Krone, die ganze Staatsgewalt selbst in den Händen der wenigen Besizenden concentrirt war, in einem solchen Lande mußte der Arbeiter mit Erlangung seiner Freiheit, dadurch, daß er von der ihn gemächlich nährenden Ackerbaubeschäftigung aus dem bisherigen Abhängigkeitsverhältniß zur vermeintlich freien Fabrikthätigkeit überging, ein hülfloses Subject werden. Verlassen von seinem bisherigen Patron, mit dessen Interessen

die seinigen immer eng verbunden gewesen waren, ohne Einfluß, ohne Rechte und durch die Noth endlich gezwungen, um jeden, auch noch so geringen Preis, Arbeit, also Zwangsarbeit zu thun, blieb ein solcher Arbeiter sich und seinen eigenen Sorgen überlassen, ein Fremdling im eigenen Lande, oft der schreiendsten Verlezung jenes einfachsten Naturgesezes, **daß der Mensch durch seine Arbeit bestehen müsse,** ausgesezt. Es leuchtet hiernach ein, daß wir nicht die Industrie an sich, sondern vielmehr den ungesunden socialen Zustand, in welchem sie aufkam, als die Ursach des Proletariats, und jene nur als das Mittel betrachten müssen, welches das Uebel förderte und großzog.' — ,Diese Bemerkungen scheinen uns auf die tiefere Begründung des Proletariats hinzuweisen!'

,Als die zunächst liegende Ursache dieser Zustände' (des unläugbaren großen Elends der Mehrzahl der Arbeiter) ,so wie zugleich als das wichtigste Princip ihrer inneren Bewegungen' bezeichnet der Verfasser in einem besondern Abschnitte, die ,moderne Concurrenz,' den in der modernen bürgerlichen Gesellschaft herrschenden Krieg Aller gegen Alle, welcher nicht nur zwischen den verschiedenen Classen der Gesellschaft, sondern auch zwischen den einzelnen Mitgliedern dieser Classen besteht. ,Die Arbeiter concurriren unter sich, wie die Bourgeois unter sich concurriren, der mechanische Arbeiter concurrirt gegen den Handwerker, der unbeschäftigte, schlechtbezahlte Handwerker gegen den beschäftigten oder besser bezahlten, und diese Concurrenz der Arbeiter gegen einander ist die schlimmste Seite der jezigen (?) Verhältnisse für die Arbeiter, die schärfste Waffe gegen das Proletariat in den Händen der Bourgeoisie.'

,Die Concurrenz unter den Arbeitern ist, troz der immer größer werdenden Ausdehnung der Industrie und der

deshalb immer höher steigenden Nachfrage nach Arbeitern, bis jezt noch immer stärker gewesen, als die Concurrenz um Arbeiter und demnach eine beständig überzählige und überflüssige Bevölkerung dem äußersten Elende preisgegeben.'

Unverkennbar ist's, daß edle Indignation manche der voranstehenden Worte dictirt hat, aber eben so deutlich ist, daß das Herz völlig den Kopf absorbirt hat. Mich dünkt, es ist unmöglich ein schlagenderes, wenn auch unwillkührliches Zeugniß für die Wahrheit der von Malthus aufgestellten Säze zu finden.

Doch wir wollen auch dem zweiten Zeugen das Gehör nicht versagen.

Kieler Correspondenzblatt vom vorigen Jahr, S. 294.

,Wird dem arbeitenden Bauern sein Fleiß auch theilweise belohnt, so ist doch das Loos der Tagelöhner auf dem Lande ein ihrem Verdienst nicht angemessenes, ein höchst bedauerliches! daß nun ein solches Verhältniß, des Besseren spottend, in unsern gesegneten Zeiten sich gestaltet, ist ein Beweis, daß die Habsucht ihre Krallen in die bessern Gefühle geschlagen und ihrer Gier geopfert, um anderen Lüsten zu fröhnen, denn welche enorme Ersparungen könnten nicht stattfinden, wenn dem Luxus und der Verschwendung in ausländischem Flitterstaat, Leckereien und Säufereien Einhalt gethan und statt dessen diese verlorenen Summen jenen uncultivirten Haiden, an denen unser Land noch so reich, zugewandt, aus ihnen gesegnete Fluren gestaltet würden; dann würde Tausenden neue Arbeit gegeben und dem Staate würden neue Producte und neue Einnahmen erwachsen.'

,Begüterter! hast Du schon jemals ernstlich darüber nachgedacht, woher es gekommen, daß Du im Wohlstande und Dein Ernährer sich in Armuth befindet? das hast Du

gewiß! aber die richtige Schlußfolge wirst Du bei solchem Nachdenken selten erzielt haben. Es war, mit wenigen Ausnahmen die Stunde Deiner Geburt, die Dich mit unendlichen Vorzügen überhäufte, wogegen sie den Dich Ernährenden in den Abgrund seines Daseins hinabschleuderte. Anstatt nun, daß diese Wohlthat, die Du nicht zu ergründen und nicht zu erkennen vermagst, Dich zum Mitleid und zur Dankbarkeit verleiten sollte, wagst Du es gemeinhin, solche, durch das Schicksal dem Elende preisgegebene Unglückliche zu verachten! aus ihrem größern Elende Deine größern Vortheile zu ziehn. Mensch! erkenne Dich!'

,Das Elend des Tagelöhnerstandes zu begründen, dazu diene nachstehende Auseinandersezung, die als Wahrheit dem Schreiber dieses leider zu sehr bekannt ist:

Wer auf dem Lande, in hiesiger Gegend, einen sogenannten guten und festen Tagelohn verdient, erhält bei eigner Kost, im Sommer 14 — 16 ß, im Frühjahr und Herbst 12 — 14 und im Winter 8 — 10. Rechnet man nun den höchsten Preis, so verdient er durchschnittlich 13½ ß den Tag, wöchentlich demnach 5 ℔, jährlich 255 ℔. (Auf einen Preußischen Thaler gehn vierzig hiesige Schillinge oder 2½ ℔.)

Davon geht ab:

Miethe für Wohnung	18 ℔ — ß
Feuerung	6 „ — „
Kopfgeld *) wenigstens	3 „ — „

*) Es existirt hier zu Land in einigen Districten noch immer diese Steuer, welche für Arm und Reich gleich ist, welche gegen die ersten Gründe des Rechts und der Staatswirthschaft anstößt, welche vor langer Zeit nur temporair als Kriegssteuer eingeführt ward. Durchaus unbegreiflich ist der Widerspruch zwischen dem Character der Gerechtigkeit, Klugheit und Humanität, welchen die Regierung für sich in Anspruch nimmt und der Fortdauer der inhumansten Steuer, zumal da die

Schulgeld	3 ℔	— ß
Schutzgeld	2 „	4 „
Schularbeitsgeld	1 „	— „
Kirchenanlage	1 „	— „
Delinquentengeld	1 „	8 „
Armengeld	— „	6 „

„Also 36 ℔ 2 ß von 255 ℔ bleiben 218 ℔ 14 ß.

„Dem Arbeiter bleiben demnach täglich 9³/₅ ß; nun hat er eine Frau und **vier Kinder** zu ernähren; sie verlangen doch des Tags dreimal ihre Kost und hätten zu jeder Mahlzeit reichlich 3 ß; wollten sie sich auch an Kartoffeln und Salz sättigen, für diese Summe könnten sie es kaum und wie würde sich ihr Körper dabei befinden? Was sagst Du, lieber Leser, dazu? Du fragst: wie ist es möglich? Du sagst: es ist nicht wahr! Wahr ist's! aber diese Thatsache wird durch den aufopfernden Fleiß des Mannes nur zu begreifen möglich, denn obgleich er für diesen Tagelohn seine Kräfte, selbst in den längsten Tagen von Sonnenaufgang bis Untergang hergeben muß, eine Stunde Schlaf- und die Essenszeit abgerechnet, (jedoch fällt die Schlafzeit in der Heu- oder Kornerndte weg), so muß der Sonntag, der ihm doch wohl am allerersten ein Ruhetag sein müßte, seine Zeit hergeben, um seine Anstrengung besonders in Anspruch zu nehmen; er bereitet alsdann seine Feuerung, er bearbeitet Land, welches er öfters freilich preiswürdig kaum erlangen kann, um Kartoffeln zum Hausbedarf und zur Mästung eines Schweins sich zu bauen, — daß ein Tagelöhner sich eine Kuh hält, ist hier eine große Seltenheit, — er bestellt seinen Garten; mit wenig Worten, der Schweiß, den er des Sonntags vergießt, muß seine

jüngst veränderte Zollordnung ein Mehr über den calculirten Ertrag von 100 Procent ergeben hat.

Existenz möglich machen. In den Winterabenden verdient er sich einige Schillinge mit Verfertigung hölzerner Pantoffeln, Besen u. dgl. — Was thut denn sein Weib? Sie hat den Hausstand und die kleinen Kinder, die Bereitung der Kleider zu besorgen, und hätte die Gewohnheit nicht ihre Gefühle abgestumpft, so könnte sie sich belohnt vermeinen, wenn sie ihren Hunger damit stillt, daß sie ihre Kleinen gesättigt sieht. Schauderhaft ist's, solche Wahrheiten in unserm mit Nahrungsmitteln gesegneten Lande, als Thatsachen zu Papier bringen zu müssen. — Nun bedenke, lieber Leser, die sonst vorfallenden Ausgaben, an Schuster, Weber u. s. w.; dann auch bei der Geburt eines Kindes, wo oftmals die Noth des Würmleins Dasein verwünschen läßt, indem es nur als eine Last und Plage angesehen werden kann; ferner in Krankheitsfällen und Zeitpunkten, wo keine Arbeit vorhanden, in welchen die Noth sie zwingt, zu nehmen, um ihr Leben zu fristen, von dem, was sie für Andere gebaut, welche als Dank ihrer Arbeit, ihres Hungers, bei eigener Uebersättigung nicht gedenken. Dennoch ist dieser Tagelöhner im Stande, sich mit den Worten zu trösten: ‚Wi köhnt nich all grot Lüht wähn! (wir können nicht Alle große Leute werden!) Welcher Orden ziert denn dafür seine Brust?‘

Nur eine Frage möchten wir richten an den Verfasser der vorstehenden Klage, die offenbar in einer Gegend geschrieben ist, wo große Landgüter und reiche Besizer sind: weshalb ist der Tagelohn in den Districten, wo gar keine großen Gutsbesizer sind, in den Königlichen Aemtern, wo nur Bauernstellen sind, derselbe wie in seiner Gegend? Der Bauer bezahlt nicht höhern Tagelohn als der reiche Gutsbesizer, also ist die Ursach der Unzulänglichkeit des Tagelohns nicht bei den Grundbesizern zu suchen, sondern bei den Arbeiterfamilien selbst. Und nur auf zwei Puncte wollen wir besonders auf-

merksam machen, die in der vorstehenden Klage für die ernährenden Arbeiter, die zugleich eine ernstlich gemeinte Anklage ist gegen Alle, welche das Unglück und das Unrecht haben, von begüterten Eltern abzustammen, mit der Miene der Unschuld ausgesprochen sind.

Wohlzumerken ist, daß verlangt wird, für jeden Tagelöhner auf dem Lande soll der Lohn so viel betragen, daß er

eine Frau und vier Kinder

ernähren könne. Es wird kein Unterschied gemacht zwischen einem jungen und ältern Arbeiter, der schon Jahrelang gearbeitet und Ersparnisse gesammelt hat, sondern von vorn herein soll der Grundbesitzer allen Arbeitern, so viele sich melden, solchen Tagelohn, das ist, solchen Theil der Erndte geben, daß jeder von ihnen vier Kinder ernähren und erziehn könne. Das scheint im Ernst gesagt, so darf auch wohl im Ernst gefragt werden: in welchem andern Stande kann der junge Arbeiter gleich so viel erwerben, daß er sich verheirathen kann? Was würde der Hamburger Kaufmann sagen, wenn sein Commis gleich beim Eintritt so viel Salair verlangte, daß er Frau und Kinder ernähren könne? oder wenn die Matrosen des Schiffs, welches eine glückliche Reise von den Antillen gemacht hat, erklärten: sie seien die Ernährer des Kaufmanns und bäten sich so viel Antheil von der Ladung aus, daß sie zeitlebens Punsch trinken könnten? Der Kaufmann habe ruhig und sicher zu Hause gesessen, sie haben im Sturm ihr Leben gewagt, er sei der unbilligste Mann, wenn er nicht den großen Gewinn der Expedition mit ihnen theile. Die Häuer der Matrosen ist bestimmt worden nicht durch die Hartherzigkeit des Rheders, sondern durch die Concurrenz der Matrosen, bei Ausrüstung des Schiffs. Unglücklich ist der Matrose, der keine Anstellung fand, wie der Tagelöhner unglücklich ist, der keine Arbeit findet, der keinen Ernährer findet. Jene Be-

hauptung im citirten Artikel ist wirklich im Ernst gesagt, denn, heißt es, der Arbeiter ist der Ernährer des Grundbesizers. So habe ich auch den Bäcker, von dem ich Brod kaufe, als meinen Ernährer zu verehren, und der Leser hat vor allen Dingen dem Papiermüller und dem Lumpensammler zu danken, falls er einem Buche dankbar sein möchte. Consequent wäre es auch, zu behaupten, daß die Hebamme, welche den künftigen Grundbesizer zur Welt gefördert hat, so viel Lohn zu fordern hat, als hinreicht, acht Kinder aufzuziehen und daß der Schullehrer, welcher die Seele des Grundherrn ernährt hat, und der Soldat, der jeden Tag bereit ist, sein Leben herzugeben für den Schuz des Besizenden, so viel Lohn fordern und empfangen, als genug ist, um ein Duzend Kinder zu versorgen.

Vier Kinder! Schuldigkeit sei es, so reichlichen Tagelohn zu geben, daß die ernährt werden können auf einem begrenzten Gute, wo vielleicht jeder Fußbreit Landes schon längst urbar gemacht worden. Warum nicht lieber gleich fordern, daß auf jedem Halm zwei Aehren wachsen und reifen? Das Eine ist nicht mehr gegen die Natur der Dinge als das Andere. Der Grundherr kann so viel Arbeiter auf seinem Grundstück ernähren, als er beschäftigen kann mit gutem Erfolg, das ist, zu solcher Vermehrung der Erndte, welche sowohl die Arbeiter ernährt, als auch die Bodenrente für den Eigenthümer vermehrt. Will man ihn zwingen, Boden cultiviren zu lassen, der keine Bodenrente abwirft, so ist's, als ob man ihm einen Theil seines Eigenthums nähme, das wäre vollkommen revolutionair und würde nicht lange vorhalten. Wenn die Arbeiterfamilien sich unvorsichtig, voreilig vermehren, und dazu scheint der ungenannte Advocat für die armen Arbeiter sie lebhaft aufzufordern, so ist das grade das Nämliche, als wenn der Landmann mehr Kühe auf die geschlossene Weide

jagen, mehr Kühe im Stalle haben wollte, als wofür Futter da ist. Man sollte glauben, daß diese Wahrheiten trivial sind, aber eben die vermeinten Eiferer für das Wohl der Arbeiter verhindern diese nüzlichste Wahrheit, in die Hütten zu dringen. Daß das Wasser vom Berge in das Thal läuft, sieht Jeder; daß der Apfel, der sich vom Baum lös't, auf die Erde fällt und nicht auf den Mond, gleichfalls, aber so gewiß und klar das Gesez der Schwere ist, ebenso sicher ist es, daß der Strom der Armuth zunehmen muß, wenn jeder Arbeiter vier Kinder zeugt, ehe und bevor er Vorrath gesammelt hat, ehe und bevor die Erndte vergrößert worden, eben so gewiß ist es Thatsache und Weltordnung, daß der Arme arm ist, nicht durch Willkühr der Wohlhabenden, sondern durch Willkühr und Schuld des armen Vaters, der die Kinder des Elends vermehrte. Zur Zeit als man Mehl ins Haar streute, da war theilweiser Grund, die Reichen zu beschuldigen, daß sie den Armen das Brod schmälerten, aber kein Reicher verzehrt viel mehr an Cerealien als ein Schwerarbeitender, die meisten Reichen und Wohlhabenden verzehren von der einfachsten Kost weniger.

Wohlzumerken ist noch, daß der Verfasser des obigen Aufsazes, der Wortführer der Arbeiter, protestirt, unbedingt, wie es scheint, gegen die Weltordnung, welche das Schicksal des Menschen großentheils bestimmt durch die Geburt. Einige Kinder werden im Schooß wohlhabender Familien geboren, andere und viele in den Hütten der Schwerarbeitenden. Aber er selbst, der Verfasser, hat es sich doch gefallen lassen müssen, daß er als Knabe oder Mädchen geboren werden mußte und somit ist sein Schicksal für das ganze irdische Leben vorherbestimmt worden durch seine Geburt.

Die Naivetät in dem mitgetheilten Aufsaz ist nicht zu verkennen, nichts desto weniger sind solche, wenn auch gut-

gemeinte Schriften den direct incendiairen, destructiven Schriften sehr ähnlich, denn vom Haß gegen die Besizer sind nur wenige Schritte bis zum Angriff auf das Eigenthum. Schriften, voll des bittersten Hasses gegen die Besizenden, werden aber jezt in Frankreich sowohl wie in Deutschland, zu Tausenden unter das Volk gebracht, in allen möglichen Formen, meistens von Solchen, die zugleich neidisch und feindlich sind gegen die Besizenden und doch selbst nach Besiz trachten.

8.

Ungerechte Anklagen.

Essay on the rate of wages; by H. C. Carey. Philadelphia 1835. S. 247. Conclusions. VIII. That high wages are an infallible evidence of prosperity and of the rapid increase of capital. So ist's. Hoher Tage- oder Werklohn ist der sicherste Beweis vom Wohlergehn der zahlreichsten Classen der bürgerlichen Gesellschaft. Das ist wahr, nicht allein jenseits des Oceans, sondern auch diesseits und überall auf dem ganzen Erdboden. Aber der hohe Tagelohn ist nicht nur Symptom des Wohlseins, der günstigen Stellung der arbeitenden Classen, sondern auch, und das darf ja keinen Augenblick von dem ausgesprochenen Saze getrennt werden, es findet eine stete, durch die Natur der Dinge begründete Wechselwirkung zwischen der Höhe oder Niedrigkeit des Tagelohns und dem jedesmaligen Zustande der Arbeiter statt. Wenn der Arbeitslohn steigt, so ist der Arbeiter und die Arbeiterfamilie froh, so hört die Bettelei auf, so ist kein Gedränge bei der Armencasse. Wenn der Arbeitslohn fällt, so ist alle Anstrengung der Arbeiter vergeblich, die Arbeiterfamilien darben und trauern, so helfen keine Almosen und Armencassen.

Höherer Arbeitslohn ist eine Anweisung auf eine bessere Stelle an der Tafel der Natur, die aber im Ganzen mit nicht mehr Gästen besezt sein kann, als die vollständige Erndte zu sättigen vermag.

Wer, als redlicher Menschenfreund das Wohl der Schwerarbeitenden, der Armen überhaupt, wünscht, dessen Hauptwunsch muß gerichtet sein auf hohen Tage- und Werklohn, viel mehr als auf Vermehrung der Almosen, der Wohlthätigkeitsanstalten in dieser oder jener Form. Wer als einsichtsvoller Menschenfreund das Wohl der unteren Classen wünscht und ihnen Arbeit, lohnende Arbeit wünscht, ehe und bevor die traurige Nothwendigkeit eintritt, um Almosen zu bitten, der muß vor allen Dingen die Wechselwirkung anerkennen und von den Klagenden und von den zum Geben Bereitwilligen anerkennen lassen, daß das Wohl oder Wehe der Arbeitenden, daß der Preis ihrer Arbeit hauptsächlich bedingt wird durch das Verhältniß, in welches die Arbeiter selbst treten, zu denen, welche die Arbeit bestellen und welche befähigt und willig sind, mit einem Theil ihres Vermögens, mit einem Theil der Erndte, aber nimmermehr mit ihrem ganzen Vermögen, mit der ganzen Erndte, die Arbeit der Arbeiter zu belohnen. Wenn die Zahl der Arbeiter, die sich anbietet zu einem bestimmten Geschäft, größer ist als der Besitzende, welcher die Arbeit machen lassen will, bedarf, so muß der Lohn der Arbeit sinken, so muß die Brodschnitte kleiner werden, wie Cancrin treffend sagt: das ist oder sollte sein von selbst einleuchtend. Und doch sträubt man sich, diese einfachste und heilsamste Wahrheit anzuerkennen. Und doch ist es allein diese Einsicht in die wahre Ursach der Noth der Arbeiter, welche befreien kann von Neid und Haß gegen die Besitzenden, die Reichen, die Brodherren der Arbeiter. Wie entstehen die Preise der Dinge, der nothwendigen Lebensmittel und der Luxusartikel, wie entsteht das Steigen oder Fallen des Arbeitslohnes? das sind die wesentlichen Fragen, deren Beantwortung in Stand sezen kann, das Verhältniß von Arm und Reich richtig zu beurtheilen. Da ist nichts Willkührliches, sondern das Steigen und Fallen

wird bedingt von der Concurrenz. Mäßige Concurrenz der Arbeiter hat gute Preise des Werk- und Tagelohns zur Folge; übertriebene Concurrenz der Arbeiter hat unvermeidlich niedrigen Lohn zur Folge. Denn der Lohn der Arbeiter wird bezahlt von demjenigen Ertrage der Arbeit, welcher übrig ist, nachdem die Rente des Capitals, vom Ertrage abgezogen ist. Kein Besitzender wird sein Capital hergeben zu einer Arbeit, die ihm keine Frucht trägt, das wäre so viel als eine Grube graben, um sie wieder füllen zu lassen, und in den meisten Fällen der Art würde noch etwas Schlimmeres, würde die Gefährdung des Capitals dabei zur Frage stehen. Aber statt diesen Causalnexus der Arbeiter selbst mit dem hohen oder niedrigen Tage- und Werklohn zu ergründen, zu begreifen, finden gar Viele es bequemer und ihren Leidenschaften angemessener, ihren Unwillen, ihre Klagen, ihre Beschuldigungen zu richten gegen Personen und Dinge, welche entweder durchaus nicht, oder doch bei weitem nicht so viel schuld sind an den vorhandenen niedrigen Preisen des Tagelohns, als die Arbeiter selbst.

Man gefällt sich in Schilderungen des Elends der ärmeren Classen überhaupt und in vagen Anklagen gegen alle Reichen, alle Besitzenden, als wären diese sammt und sonders unbarmherzig gegen die Armen, als wären jene die wahren Urheber des Unglücks der Armen. Wenn die Damen auf den Bällen nicht so verschwenderisch wären mit Sammt und Seide, ja, da wäre den armen Seidenwebern in Lyon bald geholfen; wenn die Glückspilze der Börse nicht schwelgten in den kostbarsten Weinen, ja dann wäre den armen Weinbauern an der Garonne bald reichlicheres Brod gegeben! Solchen oder ähnlichen Nonsens debitiren die Herren, die sich für die wahrhaften Liberalen, für die Volksfreunde ausgeben. Sie geben sich aus dafür und werden oft dafür gehalten, weil sie

das Elend der ärmeren Classen mit den grellsten Farben malen und die finstern Schatten in den Höhlen des Elends in theatralischen Contrast stellen mit dem Comfort und Glanz der brillanten Salons und der üppigen Boudoirs. Aber ich sage allen diesen Schriftstellern über das Elend der untern Volksklassen, daß sie den Arzt nichts Neues lehren können, daß ihre Malerei, Grau in Grau, meistens noch nicht düster genug ist, daß sie die schlimmste Seite der Armuth noch nicht genug hervorgehoben haben. Diese ist der Zusammenhang der Armuth und des Elends mit dem Laster, mit dem Verbrechen. Der Arzt weiß von diesem Zusammenhang so viel, daß ich glaube, eine Jury, die aus lauter Aerzten bestände, würde die allermeisten Angeklagten wegen Verlezung des Eigenthums für nichtschuldig erklären. Das ist ja auch der eigentliche Sinn der Schriften des Eugen Sue, welche die Runde durch ganz Europa gemacht haben. Sue war Arzt und seine Vorfahren waren Aerzte. Sonst hätte er nicht die Geheimnisse von Paris schreiben können. Seine Phantasie ist unschön; der Arzt entsagt allen Illusionen. Aber die einzelnen Schilderungen sind wahr, was übertrieben scheint, ist es doch nicht; — in den Regionen, wohin er den Leser führt, geschehen Dinge, die zu übertreiben gar nicht möglich ist. Mögen hier nur einige Zeilen stehen aus Sue's Schilderung der Cholera in Paris: ‚die zerlumpte Menge, mit welcher der Plaz bedeckt war, bestand aus dem Abschaum der Bevölkerung von Paris, aus Elenden, welche nicht minder zu bedauern als zu tadeln sind, denn das Elend, die Unwissenheit und die Hülflosigkeit erzeugen, verhängnißvoller Weise, das Laster und das Verbrechen. Für diese Wilden der Civilisation gab es weder Mitleid, noch Lehre, noch Schrecken in den entsezlichen Bildern, mit denen sie jeden Augenblick umgeben waren; unbekümmert um ein Leben, das sie täglich dem Hunger oder den

Lockungen des Verbrechens streitig machten, trozten sie mit infernalischer Verwegenheit der Seuche, oder unterlagen ihr, die Gotteslästerung auf den Lippen.'

Indem ich Dieses und fast Alles, was Eugen Sue über die Noth, die körperliche und moralische Noth der Armen gesagt hat, unterschreibe, gebe ich auch den beiden im vorigen Abschnitt angehörten Zeugen vollkommen Recht, was das Factische betrifft, jedoch keineswegs gebe ich die Folgerungen zu, welche alle drei deshalb sich berechtigt halten, zum Nachtheil des Grundbesizers und des Fabrikherrn aus den angeführten Thatsachen zu ziehn. Keineswegs ist der Schluß richtig, daß die Armen immer Recht, die Reichen immer Unrecht haben. Es ist eine fluchwürdige Literatur, welche heutiges Tages darauf ausgeht, nicht die Unzufriedenheit der Armen mit ihrem geringen Loose zu beschwichtigen, sondern, im Gegentheil, die Unzufriedenheit zu mehren, Oel in's Feuer zu gießen, die Unzufriedenheit zum Haß zu steigern und diesen allgemein gegen die Besizenden zu richten. Wie man, auf's Gerathewohl, ein neues Buch zur Hand nimmt und blättert, so ist's immer wahrscheinlich, daß man auf irgend einen Hieb, eine Insinuation gegen die Reichen, gegen die Besizenden, also gegen das Eigenthum stößt. Ich schlage A. Ruge's neuestes Werk auf und finde S. 28 die folgende Stelle: ‚Von Werthheim bis Aschaffenburg streiften wir den Speßart, mit schönen Waldungen und, links und rechts am Flusse, großen Parkanlagen der Aristokraten, der Löwenstein u. s. w. die zu ihrer Zeit das Land genommen und jezt diese romantischen Ufervillen besizen.' Aber was will Herr R. mit dem Worte ‚genommen' eigentlich sagen? will er den Argwohn ausstreuen, als wenn diese Besizthümer mit Unrecht genommen wären und den jezigen Besizern abgenommen werden müßten? Wenn Herr R. verheirathet ist, so hat er zu seiner Zeit seine Frau genommen

und sie ist seine Frau nur dadurch, daß sie ausschließlich die Seinige ist und kein Anderer sie nehmen kann, ohne daß Herr R. alle seine Kräfte anstrengen wird, sein Recht zu vertheidigen. Dasselbe Recht möge Herr R. auch dem Fürsten L. und allen andern Besizern am Main und Rhein und an der Elbe erlauben. — Traurig ist's zu sehn, wie ein Mann, der sich für einen Politiker ausgiebt, und zwei Jahre in Paris war, um Politik zu studiren, zurückkommt und sich ärgert darüber, daß am vaterländischen Strom schöne Villen stehen. Viele tausend Engländer fahren täglich auf den Dampfschiffen die Themse hinauf und hinunter, aber sie freuen sich allemal, wenn sie die schönen Landsize der Nobility und Gentry sehn, sie freuen sich der alten Herrenhäuser und freuen sich, wenn neue entstehen, denn da hat man Respect vor Reichthum, weil man überhaupt Respect vor Besiz hat, vor dem, was der Lohn der Arbeit ist, was die angehäufte Frucht der Arbeiten ist.

Spindler (soll ein beliebter Erzähler sein): Der Jesuit. Dritte Auflage. Stuttgart 1845. Erster Band, erste Seite:

„Schön ist es, über eine Schwelle zu schreiten, jenseits welcher der Fleiß und die geschäftige Betriebsamkeit ihren Thron erbaut haben, sobald man sieht, daß all das ewige Treiben das Wohlsein des Lebens begründen soll und nicht nur einen glatten Gypsmarmor um die trockne dürre Säule von Holz. Der Hausvater ist ein ehrwürdiger, geliebter Mann, wendet seiner unermüdlichen Thätigkeit Zinsen dazu an, daß die Seinen sich fröhlich daheim finden in dem traulichen Hause, daß er selbst, der Schöpfer des Wohlstandes, behaglich ruhe in seinem Eigenthum. Die heitere Wohnung wird ein Paradies für den Besizer, ein Ort des Friedens, den Freunden, den Bedrängten ein Asyl. Keucht aber im Erdgeschoß die besoldete Mühe im eisernen Dienstjoche, während im obern Stockwerke die Langeweile, die Verdrossenheit auf einsamem

Polster hinter kaltem Stein und vornehmen Goldwänden gähnt, dann Wanderer, meide die stolze Pforte, wenn auch noch so einladend das ‚Salve' vor ihrer Schwelle spricht. In dem Steinhaufen gebietet kein fühlendes Gemüth und vor dem starren Reichthum floh die Zufriedenheit.'

Also wenn Herr Spindler durch vielfache Auflagen seiner Erzählungen, ähnlich wie W. Scott und E. Sue, Vermögen erworben und sich ein gutes Haus gebaut haben wird, dann wird die Zufriedenheit von ihm fliehn? Jeder Vorübergehende wird das Recht haben zu sagen: dort in dem Steinhaufen gebietet kein fühlendes Gemüth? Ich kann Herrn Sp. versichern, daß ich oft und oft die Dienstboten in dem Hause des ererbten Reichthums besser behandelt gesehen habe, als in dem Hause des täglichen Erwerbs im Detail. Der Reichthum macht geneigter zu einigen Fehlern als die Armuth, das ist zuverlässig wahr; aber eben so gewiß ist es, daß die Armuth großer Gefahr zu schlimmen Fehlern unterliegt, und nicht minder gilt ähnliche Gefahr für den, der um des täglichen Erwerbs willen eifrig arbeitet. Ich sage, und möchte, wenn ich eine laute Stimme hätte, laut sagen: ungerecht und schlecht und das Gemüth verschlechternd ist die Verachtung, welche der Reichthum hegt und zeigt gegen die Armen; aber auch ungerecht und schlecht und das Gemüth verschlechternd, vergiftend, ist der Neid der Aermeren gegen die Wohlhabenden und Reichen. Und die Schriftsteller, welche beflissen sind, die Bürde der Armen, der Dienenden noch zu vermehren, indem sie den Groll hinzuthun, welcher erwachsen muß, wenn die Aermern glauben, daß die Uebel, welche sie zu tragen haben, einzig aus der Ungerechtigkeit des Reichen entspringen, übernehmen wahrlich eine große Verantwortlichkeit.

In England weiß Jeder, daß Eigenthum, groß oder klein, nur dadurch entstanden ist, daß man gespart hat, daß man

von Jahr zu Jahr weniger ausgegeben hat, als eingenommen ward. Wer eine Million einnimmt und Einen Thaler mehr als eine Million ausgiebt, wird nicht reich, sondern arm. Diese trivialen Wahrheiten sind in England Gemeingut. Die Folge ist, daß der erste beste englische Jüngling mehr Urtheil hat über bürgerliche Verhältnisse, und fähiger ist, ein Geschäft abzuschließen, als zehn französische und zwanzig deutsche Schriftsteller, welche vermeintlich für das Wohl der ärmeren Classen kämpfen. Da kommt ein gutmüthiger Mann und bittet, daß jeder Wohlhabende jährlich nur drei Ellen feinere Leinwand zu seiner Wäsche gebrauche, denn er hat berechnet, daß dadurch den armen Flachsspinnern und Webern eine Million mehr zufließen werde. Unter wie viele Arbeiterfamilien die Million zu vertheilen sein wird, ob der einzelne Arbeiter Groschen oder Pfennige dadurch gewinnen wird, das kümmert ihn nicht; ob die Million, die auf die Weise der Flachsindustrie zugewandt würde, nicht der Wollindustrie entzogen werden müßte, darüber fällt ihm kein Scrupel ein. Mit einer Million soll allem Elend abzuhelfen sein! Märchen, gut für die Spinnstube.

Wie sollte nicht Jeder, der die Dürftigkeit mit eigenen Augen sieht, oder der die Schilderungen davon lies't, den lebhaften Wunsch hegen, daß dem Elende der tausend und tausend Familien abgeholfen werde, daß jeder Arbeiter, als Lohn seiner schweren Tagesarbeit, genug zu Hause brächte, um Abends die Suppe und gesunde Fleischkost mit den Seinigen zu essen, aber wohin führen diese frommen Wünsche? wozu nüzen sie? Zu nichts mehr, als wozu der Wunsch des Nichtarztes dient, wenn er dem Kranken zuruft: gute Besserung! zu nichts weiter als der Wunsch: Flügel zu haben, oder den Stein der Weisen, oder die Wunderlampe Aladdins. Der Wunsch, allen Armen, die sind und sein können, zu helfen,

stößt eben so sehr gegen die Wirklichkeit, als diese kindischen Wünsche. Der Arme, der keinen Plaz an der Tafel der Natur fand, kann den Reichen wegstoßen und sich hinsezen, aber, ehe mehr Gäste an der Tafel satt werden können, muß diese vorab besser besezt sein, es muß die Summe der Erndten größer werden, vorab, ehe die Summe der Bedürftigen sich vermehrt, was die Vielkinderei tagtäglich vor unsern Augen bewirkt.

Falls der Reiche den Arbeitenden, den Wenigbesizenden verachtet, so ist das unrecht, das will ich am wenigsten entschuldigen, aber wahrhaftig, es ist nicht minder unrecht, den Reichen, weil er reich ist, zu hassen und Neid gegen alle Reiche und Besizende auszustreuen, denn dadurch wird die Basis des Bürgerthums, das Eigenthumsrecht gefährdet, dadurch kommt Gefahr für den Besizer von zwei Kühen, gehaßt zu werden von dem Besizer einer Kuh. Und wer eine Kuh hat, ist gar reich gegen den, der keine Kuh hat. Die schlimmste Folge des allgemeinen Hasses gegen die Besizenden ist aber diese, daß die Lezteren, bei steigender Feindschaft der Besizlosen gegen jene, genöthigt werden, sich enger anzuschließen an die Macht der gegenwärtigen Regierung, diese mag sein welche sie wolle. Die Bürger verlangen erstlich und vor allen Dingen Schuz für ihr Eigenthum und wenn's auch um keinen andern Preis wäre, als die Hingabe ihrer politischen Rechte. Diejenigen, welche sich rühmen, Freunde der Freiheit zu sein und für das Wohl der Arbeiter zu streiten, kommen mit sich selbst in argen Widerspruch und zerstören ihr eignes Ziel, wenn sie zu gleicher Zeit Haß verbreiten gegen die Besizenden. Denn Freiheit kann nicht sein ohne Ordnung und die erste Regel der Ordnung ist: Schuz für das Eigenthum, für den Besizstand. Ist das Eigenthum des Schlosses nicht sicher, so wird auch bald der Hüttner von seinem Heerde getrieben,

von denen, die draußen frieren. Also, wenn die Rede ist von dem Elende der Tagelöhner auf dem Lande oder in den Fabrikstädten, so soll man sich ja wohl hüten vor leichtsinnig ausgesprochenem allgemeinem Tadel der Grundbesitzer und Fabrikinhaber. Mag allerdings der Tage- und Werklohn, den sie ausgeben, gering seyn, aber was ist die Ursach des geringen Lohns? Das wird die Hauptfrage bleiben, und die Antwort, jemehr man von allen Seiten auf den Kern der Sache eindringt, wird und muß sein: die Concurrenz der Arbeiter.

In neuern Zeiten, vornämlich von Paris aus und von gutmüthigen, aber oberflächlich beobachtenden Reisenden in England, ist viel Geschrei erhoben worden gegen die Fabrikherren; man hat sie beschuldigt, feindlich zu handeln gegen die Arbeiter, mit dem Schweiß der Schwerarbeitenden sich zu mästen. In der Fabrik sei für die Arbeiter nichts als Qual und außerhalb der Fabrik nichts als Elend, während die Fabrikherren feiern und prassen. Man hat allerdings colossale Vermögen entstehen sehen, durch kluge Anlegung und Führung von Fabriken. Dahin gehört das ererbte Vermögen das Sir Robert Peel, dessen Vater Baumwollenfabrikant war. Der Fabrikherr, heißt es, häufe Gewinn auf Gewinn, während der Arbeiter bei geringem Lohn darbe, dies Verhältniß müsse der Gerechtigkeit gemäß geändert werden. Man hat viel von Organisation der Arbeit geschwazt und gefabelt. Aber es ist falsch, daß das Interesse des Fabrikherrn und der Arbeiter, des Rheders und der Matrosen, des Grundbesitzers, des Verpächters und des Pächters, des Tagelöhners, ein durchaus entgegengesegtes sei. Wenn der Fabrikherr Bankrott macht, so sind die Arbeiter ganz ohne Beschäftigung, ohne Brod; wenn der Rheder am Ende des Jahrs, bei Aufmachung der Rechnung, sieht, daß sein Schiff nicht mit Gewinn fährt,

vielleicht mit Verlust, so läßt er das Schiff abtakeln, statt es wieder in See zu schicken; wenn der Grundbesizer weniger Pacht als zuvor bekommt, so kann er keinen Theil der Pachtsumme auf Verbesserungen des Gutes wenden, wobei sonst mehr Arbeiterhände Beschäftigung und Lohn gefunden haben würden, er wird vielmehr gezwungen, die Zahl der Tagelöhner zu verringern. Nichts desto weniger gehört das Schiff dem Eigner, der den Bau bezahlt hat, und nicht dem Matrosen, der sich verdungen hat, auf dem Schiffe zu arbeiten; Fabrikgebäude, Magazin und Lager gehört dem Fabrikherrn, nicht dem Arbeiter, der seinen Fleiß vermiethete; die Garbe gehört nicht dem für Tagelohn gedungenen Schnitter, sondern dem Grundbesizer oder, für Gegenleistungen, dem Pächter. Nur wenn die Zahl der Matrosen so gering, das Bedürfniß einer Expedition so dringend ist, daß die Mannschaft eines Schiffes nicht vollzählig werden kann, steigt der Arbeitslohn über das Gewöhnliche; nur in ganz ungewöhnlichen Fällen wird dem Matrosen ein Theil des Gewinns versprochen, ich glaube, bei den Schiffen, die auf den Wallfischfang ausgehen. Mit den Beschwerden, mit den Gefahren, muß auch der Lohn steigen. Aber in gewöhnlichen Zeiten, wo sich die Matrosen an Bord drängen, und der, welcher nicht angenommen wird, sich für unglücklich hält, in Fabriken, die Jahr aus Jahr ein ihre Artefacte liefern und auf gewohnten Wegen absezen, und lange nicht alle Hände beschäftigen können, die sich ihnen anbieten: da den Arbeitern einen Part im Schiffe geben, oder einen Antheil im Fabrikgeschäft, vielleicht blos auf Gewinn, nicht auf Verlust, — denn wer gar kein Capital hat, kann keinen Verlust tragen, keinen Schaden ersezen, — das ist gradezu Nonsens. Nur um das Leben zu erhalten, drängen sich die Arbeiter, oft die Arbeiterfrauen und die Kinder von Klein auf, vor die Thür der Fabrik, um zu bitten, daß ihnen

schwere Arbeit und schmaler Lohn gegönnt werde. Das ist Folge, unvermeidliche Folge der Concurrenz. Mancher Lieutenant, mancher Candidat des Predigtamts kann sein 25jähriges Jubiläum feiern, und hat noch nicht seine Braut heirathen können. Er wartet. Warum hat der Arbeiter nicht gewartet? Er und leider nicht er allein, sondern auch die Frau, die unschuldigen Kinder müssen die Folgen tragen, wofür der unvorsichtige Vater, der unmenschliche Vater zu beschuldigen ist. Die Folgen seines unbedachtsamen Handelns, seines leichtsinnigen Heirathens sind nicht willkührlich, sondern nothwendig, liegen in der Natur der Sache.

Der Müller, der Bäcker, wendet Capital, Zeit und Mühe auf die Verbesserung des rohen Materials, kein Mensch wundert sich, keiner macht ihnen Vorwürfe deswegen, weil Mehl und Brod theurer ist, als Korn, deswegen, weil sie höhern Preis für sich verlangen, sobald der Preis des Getraides steigt. Aber die Fabrikanten, die völlig in derselben Lage sind, die ihr Capital mehr oder minder aussezen, nicht unversehrt vom Markte heimzukehren, die eben deswegen in Proportion der Gefahr auch Gewinn haben müssen, die werden getadelt und verdammt, als hartherzig, als menschenfeindlich, sobald sie den Tagelohn der Arbeiter herabsezen, was doch gerade dieselbe Handlung ist, als wenn der Bäcker für sein Brod mehr fordert oder das Brod für denselben Preis kleiner macht. Alle Mittelspersonen zwischen dem Käufer und Verkäufer, zwischen denen, welche produciren, veredlen, verschicken und verkaufen, wenden Capital, Arbeit und Zeit an, in verschiedenem Grade, und verdienen, dafür entschädigt zu werden, eben so gut, wie der Fabrikarbeiter oder der Pflüger, der das einsezt, was er hat, Körperkraft oder Geschicklichkeit. Kein Zweifel, daß Kaffee und Zucker in Brasilien minder theuer ist, Thee in China, als wofür der Arbeiter in

Manchester oder Paris diese Artikel vom Krämer kauft, aber thöricht und unrecht wäre es, wenn man sagen wollte, daß der Krämer, daß der Schiffskapitain, der die Ladung über den Ocean herführt, auf Unkosten der Fabrikarbeiter sich bereichere. Dagegen schüzt die Concurrenz der Krämer, die Concurrenz der Rheder und der Schiffskapitaine. Und eben so ungegründet, so verläumderisch ist es, wenn man immer nur davon spricht, der Fabrikherr, der Gutsherr, nähre sich vom Schweiß der Arbeiter. Zwischen dem Fabrikherrn, dem Grundherrn und dem Arbeiter besteht freier Contract, gefällt es diesem, nicht mehr zu arbeiten da, wo er geringen Lohn erhält, er kann, er wird sich auf die Eisenbahn sezen und bessern Lohn suchen, vielleicht finden, in tausend Fällen aber nicht finden. — Wenn ein Arbeiter so glücklich gewesen ist, daß er von seinem Lohn hat sparen können, und unfähig zur Arbeit, im Alter von seinen Ersparnissen lebt, so ist das ganz in der Ordnung, ist löblich und erfreulich. Und nicht minder ist es in der Ordnung, ist es der Gerechtigkeit gemäß, wenn der Gutsbesizer, welcher von fleißigen betriebsamen Vorfahren sein Gut erbte, sich die Bodenrente von seinem Pächter bezahlen läßt; er weiß, die Arbeiter sind vorab bezahlt; nicht minder recht und löblich ist es, wenn der Fabrikherr, der sein Capital riskirte zu einer Unternehmung, die fehlschlagen kann, erst sich, das heißt auch seinen Kindern, gute Procente berechnet, und dann aus dem Rest die Arbeiter mit landüblichem Wochenlohn ablohnt. Die Organisation der Arbeit, die ihr sucht, ist allenthalben da, wo keine künstlich geschlossene Zünfte vorhanden sind und wo die Arbeit, das Geschäft von Jahr zu Jahr sich wiederholt. Der Fabrikherr, der Capital und Intelligenz, der Arbeiter, der Kraft und Zeit liefert, das ist die naturgemäße Association; daß der Fabrikherr nicht durch exorbitante Forderungen der Arbeiter leide, davor sichert ihn die Concurrenz

der Arbeiter; daß der Arbeiter nicht von der Willkühr des einen genau rechnenden Fabrikherrn leide, davor ist er geschützt durch die Concurrenz der Fabrikherren, von denen jeder mit allen andern wetteifert, die günstige Conjunctur zu benuzen, die begehrteste Waare zu Markt zu bringen, also die Zahl seiner Arbeiter zu diesem Zweck zu vermehren. Die Vertheilung des Ertrags der Fabrik ist gerecht, ist für beide Theile gut, wenn sie sich von Jahr zu Jahr wiederholt. Diese Wiederholung ist das beste Zeugniß für das Verhältniß der Arbeiter zu dem Arbeitsherrn. Aber sobald der Arbeitslohn besser wird, sobald der Arbeiter ein bischen mehr hat, als er selbst verzehrt, so denkt er gleich an's Heirathen. Die Frau kann zuverdienen, mit ihrer Hülfe können beide frugal leben. Aber es kommt ein Kind, es kommt das Zweite. Die Frau kann nichts mehr erwerben; Noth, Krankheit, Unzufriedenheit werden die Genossen der redlichen Arbeiterfamilie bei Tag und bei Nacht. Den redlichen Leuten muß geholfen werden, heißt es, ich würde mir Vorwürfe machen, heute Abend auf den Ball zu gehen, wenn ich mir nicht sagen könnte, ich habe der guten Frau ihre Sorgen für das dritte Würmchen erleichtert! Der wohlthätige Frauenverein leistet Hülfe, und die Frau mit dieser Hülfe übersteht das dritte Wochenbett glücklich. Aber was ist die Folge? Das vierte folgt desto schneller auf dem Fuße nach. Krankheit hätte das vierte Wochenbett verschoben. An den vier, fünf, sechs Kindern haben die guten Leute so erschrecklich viel Freude auszustehen, daß der Mann, der das Elend nicht anzusehen vermag, in's Wirthshaus geht und sich durch berauschende Getränke betäubt. Die Familie geht bergab in's Verderben. Besser wäre es gewesen, wenn der Arbeiter noch mehrere Jahre mit dem Heirathen gewartet hätte, und gespart hätte für die zu erwartende Familie. Der Vater stirbt, die Mutter erhält abermals Unterstüzung vom

Frauenverein. Was ist die Folge? Einige Kinder sterben elendiglich, aber es erwachsen doch mehr als zwei blasse Kinder; also die Zahl der Arbeiter ist wieder vermehrt, sie wenden sich schon früh an die Fabrikanten und erflehn Arbeit gegen den geringsten Lohn. Der Fabrikant sagt, ich kann nicht mehr Hände beschäftigen, als bisher. Der gutmüthige Frauenverein kommt wieder zusammen und decretirt: der Fabrikherr ist hartherzig, denn er spart den Groschen bei den abgemagerten Arbeitern, und will nicht einmal den verlassenen Kindern der verstorbenen Arbeiter einen kleinen Verdienst gönnen. Es wird decretirt, an all dem Unglück der Arbeiter seien die Maschinen schuld, die Maschinen nehmen den Arbeitern ihr Brod, ehe die Maschinen eingeführt worden, habe man von solcher Noth der Armen, wie jezt, nichts gewußt. Heilige Einfalt! Die Maschinen sollen schuld sein, daß die Arbeiter brodlos sind? Allerdings kann die Maschine, von Dampfkraft getrieben, die Arbeit von hundert, von tausend Händen leisten. Allerdings ist es geschehen, daß bei erster Einführung einer neuen Maschine manche Handarbeit überflüssig geworden, also kann für eine Zeitlang mancher Arbeiter aus dem Gleise seiner gewohnten Beschäftigung entlassen worden sein, so wie die Abschreiber vor einigen Jahrhunderten außer Verdienst gesezt wurden durch die Erfindung der beweglichen Lettern. Der Haß, der blinde Haß gegen die Maschinen und ihren Gebrauch in Fabriken hat sich bisweilen so gesteigert, daß die Arbeiter mit Gewalt und Waffen in die Fabrikräume eindrangen, um die Maschinen zu zerstören. Aber keine Handlung ist widersinniger und undankbarer. Die Maschine ißt kein Brod, grade so viel Brod als früher da war, bleibt nach Einführung der Maschinen zur Vertheilung an die Hungrigen übrig. Hat sich die Zahl derer, die einen Antheil haben wollen, allzueilfertig vermehrt, ehe und bevor mehr

Korn und Brod erarbeitet worden ist, ja nun, so muß die Portion schmaler werden, aber die Fabrikmaschinen, die Kohlen verzehren, aber keinen Bissen Brod, sind doch wahrhaftig unschuldig daran. Die Maschinen treten allerdings mit den Arbeitern in Concurrenz, aber in heilsame Concurrenz, denn die Summe des Erarbeiteten wird zu der Zahl der Arbeiter dadurch relativ, um vieles größer, also kann auf jeden Arbeiter ein größerer Antheil kommen, das ist, die Möglichkeit dazu ist gegeben. Wenn das dennoch nicht geschieht, so liegen die Ursachen, die den guten Erfolg hindern, ganz außerhalb des Gebiets der Maschinen. Ist die Summe des Erarbeiteten unmäßig groß gewesen, relativ zu den Geld- oder Tauschmitteln der Käufer, so muß der Preis der Waare sinken und es kann geschehn, daß das Schiff dies Jahr mit dreimal mehr Fabrikaten auslief als voriges Jahr, und dennoch mit weniger Ertrag zu Hause kommt. Das ist aber nicht die Schuld der Maschinen, sondern der Art und Weise, wie sie gebraucht werden. Wären die Maschinen überhaupt anzuklagen, so müßten vor allen Dingen der Pflug und die Mühle außer Gebrauch gesezt werden. Alles Gute, was von dem Pfluge und der Mühle gesagt werden kann, gilt auch von der Dampfmaschine, von Watt's und Arkwright's genialen Erfindungen in den Fabriken. Vor der Erfindung der Mühlen war es großentheils das Geschäft der Weiber, das Korn zu stampfen und zu mahlen; durch die Mühlen allein ist das Schicksal des weiblichen Geschlechts in den meisten Ländern des Erdballs verbessert worden. Wahr ist's, daß, seit die Brücke erbaut worden, der Fährmann, der sonst da war, um über den Fluß zu sezen, sein Brod verloren hat, wie man zu sagen pflegt, aber im Ernst wird Niemand deswegen den Kahn des Fährmanns zurück wünschen. Die monotone Arbeit in den Fabriken, wo die Arbeit in hundert Zweige gespalten

ist, die vielstündige mechanische Arbeit der blassen Kinder in den Spinnereien, das sind freilich große Uebelstände. Das Für und des Gegen der Einmischung der Legislation in diese Verhältnisse ist reichlich im Parlament von den klügsten und menschenfreundlichsten Männern besprochen. Es ist eine höchst-verwickelte Frage. Die erste Frage, hier wie überall, ist die der Möglichkeit. Und da fragt sich's, ob das Parlament die Macht hat, ein Maximum der Preise für die Lebensmittel zu sezen, oder, was dasselbe ist, ein Minimum für die Zeit der Arbeitsstunden? Ist man sicher, daß ein Gesez, welches befiehlt, die Kinder sollen nur eine bestimmte Zahl von Stunden arbeiten, wirklich den Kindern Hülfe bringt? werden sie nicht innerhalb der legalen Zeit noch mehr angestrengt werden, als früher? denn, Preis muß gehalten werden, sagt der Fabrikherr, mit den andern Fabriken, das verlangt die Concurrenz. Können wir mit den Andern nicht Preis halten, so müssen wir unsere Anstalt schließen und die Kinder sammt ihren Eltern verdienen nichts. Also wird der Werklohn in der einen Fabrik, in dem einen Lande, bestimmt durch den Werklohn, welcher anderswo bezahlt wird. Und wornach richtet sich dieser, hier und dort und überhaupt? Alles kommt, die Wahrheit zu sagen, am Ende an auf die Concurrenz derer, die sich anbieten zu arbeiten für geringen und noch geringeren Lohn, die ihrer Hände Kraft und Wirken und ihre Zeit zu Markte bringen. Alles Reguliren dieser Verhältnisse von oben her ist mehr oder minder illusorisch. Sind große Bestellungen zu Arbeiten, in Seide, in Gold, eingelaufen und sind wenig Arbeiter da, so steigt der Arbeitslohn; sind wenig Bestellungen da, ist wenig Aussicht zum Absaz, so können wenig Arbeiter, und nur für geringen Arbeitslohn beschäftigt werden, so können zur selben Zeit die Arbeiter in Wolle und Eisen vielleicht mehr verdienen als jene. Daß die Maschinen, an und für sich,

nicht schuld sind an dem Elend der untern arbeitenden Classen, das beweis't ein Blick auf Irland, auf Polen, auf die Länder am Indus und Ganges. In Irland sind mehr arme Eltern und Kinder als in Manchester, und doch sind in Irland keine andern Maschinen als Erdhüten und Torfsoden. Man kann eben so gut sagen, daß die Rails den Pferden den Hafer wegfressen, als daß die Maschinen den Arbeitern das Brod nehmen.

Weil nun in Irland keine Maschinen und Fabriken sind, so ist man klüglich auf eine andere Ursach des herrschenden Elends der zahlreichen untern Volksclassen verfallen, das sollen die sogenannten Absentees sein, die Grundbesizer, die nicht in Irland leben, sondern in England oder Italien ihre Renten verzehren. Aber all das Geschrei, was man erhoben hat gegen die irischen Grundbesizer, die außer Irland leben, als ob sie das Glück ihres besondern Vaterlands verriethen, ist grundlos. Wer sagt, daß, wenn zehn oder zwanzig Gutsbesizer aus Schlesien, aus Pommern, in Berlin leben, diese das Unglück von Schlesien oder Pommern bewirken? Ein Gutsbesizer in Yorkshire oder Wales kann sich in London aufhalten, das thut nichts zum Unheil seiner Grafschaft, aber die irischen Gutsbesizer sollen an der Scholle haften. Sie sollen weniger Recht, weniger freie Bewegung haben, als jeder andere Grundbesizer. Was thut's, daß der St. Georgscanal Irland von England trennt? Man denke sich das Wasser weg, man denke Irland als Continuum von England, so wird es nicht mehr auffallen, daß der Grundbesizer von Irland nach England geht, als es jezt auffällt, daß die Lords aus den Englischen Grafschaften den Winter in London oder Paris oder Rom zubringen. Die Irländer leben, seit der Emancipation der Katholiken, völlig unter den nämlichen vortrefflichen Gesezen wie die Engländer, sie haben Jury und Preßfreiheit, sie

können in das Reichsparlament, sie können zu den höchsten Aemtern und Würden gelangen, wie Burke und Canning und Wellington beweisen. Die Irländer sind selbst schuld an ihrem Elend, sie haben sich zu schnell, zu eilfertig, zu unvorsichtig vermehrt, bis zur Concurrenz um jede Kartoffel, bis zur Concurrenz um jedes Körnchen Salz. Dabei ist kein Gedeihn möglich. Und die gutmüthigen Deutschen bedauern die Irländer und verwünschen die Ungerechtigkeit der Engländer gegen Irland. Aber wenn mancher irische Besitz einen Canon bezahlen muß an eine protestantische Kirche, so ist unter hundert solcher Fälle kaum einer, wo der Besitz nicht übergegangen ist aus einer Hand in die andere, unter der Bedingung dieses Canons. Es ist also rechtlicher Zustand, es ist dem jetzigen Besitzer nicht das mindeste Unrecht geschehen. Wahrlich, die Deutschen können ihr Mitleid, was sie an die Irländer verschwenden, sparen, sie thäten besser, sich selbst zu bedauern, daß sie die besten Institutionen, welche Irland genießt, oder besitzt, aber nicht genießt: Jury, Preßfreiheit, Parlament, nur noch aus der Ferne kennen. — Erkenne Dich selbst, gilt auch und vorzüglich für sie. Gelernt muß werden: Die Kinder, die vom Elende gezeugt werden, werden auch dem Elende geboren. Ausnahmen können geschehen, aber so lautet die Regel.

9.

Was der Staat nicht vermag.

Die Regierung vermag nicht, ein Minimum des Arbeitslohns festzusezen.

Der Staat, die Regierung, hat heutzutage eine ganz andere Aufgabe, als in den vorchristlichen Zeiten. Ehemals war die Gewalt, die Waffengewalt, das Entscheidende; der Besiegte mußte dafür, daß ihm das Leben geschenkt ward, der Sclave des Herrn sein, mußte den Ackerbau und alle schweren Geschäfte thun, außer dem des Kriegs. In der alten Welt herrschte der heitre Athenische Bürger, oder der rauhe Spartanische Krieger, oder der stolze Römische Civis, alle aber lebten durch die Arbeit der Sclaven. Auf diese Weise machte man sich die Aufgabe viel leichter. Die Sclaven lebten nicht in der Ehe, man ließ sie nicht sich vermehren, so daß dadurch eine Schwierigkeit sie zu erhalten entstände; man war vielmehr genöthigt, weil die Sclaven nicht ehelich verbunden waren, stets aus fremden Landen noch eine Zufuhr von Sclaven zu veranstalten. Also die große Schwierigkeit, welche den heutigen bürgerlichen Gesellschaften durch die Vielkinderei aufliegt, fiel größtentheils hinweg. Ebenfalls im Mittelalter fand diese Schwierigkeit nicht statt. Die große Mehrzahl der Menschen war Sclav unter dem Namen der Leibeigenschaft, war an die Scholle gebunden, hatte das Recht, von dem Grundherrn, im Fall der Noth, Futter zu verlangen, hatte dagegen aber auch die Pflicht, sich nicht zu

verheirathen ohne Einwilligung des Grund- und Schirmherrn. Also, da war der unmäßigen, der voreiligen Volksvermehrung der Riegel vorgeschoben. Es läßt sich aber auch nicht läugnen, daß, wenn von der einen Seite die Pflicht existirt oder existiren soll, alle Neugeborne und Erwachsende zu ernähren, zugleich als nothwendiges Correlat erforderlich ist: das Recht, die neuen Ehen zu bewilligen oder nicht zu bewilligen. Denn auf einem beschränkten Raum können nicht mehr Nahrungsbedürftige, sei's Kühe oder Menschen, subsistiren, als Nahrungsmittel vorhanden sind. An der Leibeigenschaft nahm man so wenig Anstoß, daß, bis zur französischen Revolution, sogar manche Klöster Leibeigne hielten. In mehreren deutschen Ländern ist die Leibeigenschaft gesezlich erst geraume Zeit nach der französischen Revolution aufgehoben. In Holstein 1805. Das Englische Parlament hat die Sclaverei der Schwarzen aufgehoben und den Besizern der Zuckerpflanzungen in Westindien zur Entschädigung 20 Millionen Pfund Sterling gegeben; mehr aus religiösen als politischen Gründen. Der Unsegen der Sclaverei trift vornehmlich die Herren der Sclaven. Christenthum, die Religion der Duldenden, kann den Sclaven Trost geben, aber wo Unrechtleidende sind, da sind auch Unrechtthuende.

In unserer Zeit ist die Aufgabe für den Staat eine viel schwierigere geworden, denn die Staaten sollen christliche sein, es darf keine Sclaverei, keine erbliche Knechtschaft sein; jedem Menschen soll unverwehrt sein, durch rechtliche Anwendung seiner Kräfte, Bürger und Vollbürger zu werden, wie es jedem Schiffe, das sich auf's Meer wagt, unverwehrt sein soll, eine glückliche Reise zu machen, günstigen Wind zu haben; aber keine Regierung in der Welt hat die Macht, in einem begrenzten Lande einer unbegrenzten Anzahl von Menschen Bürgerrechte und Bürgerglück zu versprechen und zu

gewähren. Hüten wir uns ja vor der verführerischen Theorie der Beglückungssysteme. Ich kenne die Bestallung eines Physicus, der über ein Amt mit gegen 30,000 Einwohner gesezt war. Darin hieß es: er solle alle Armen-Kranken unentgeltlich curiren. Auf ungefähr 15 Quadratmeilen sollte der Mann vielleicht 300 Kranke täglich besuchen. Ohne Zweifel hatte der gute alte König, welcher diese Bestallung unterzeichnete, sich des Abends zu Bette gelegt, mit dem Bewußtsein, für das Glück seines Volks gesorgt zu haben.

In der Proclamation des neuen Ministeriums in Athen, vom 22. August 1844, wird im Namen des Königs versprochen, daß ‚die Redlichkeit belohnt werden solle, die Schuldigen bestraft werden sollen.' Das ist Nonsens, denn es giebt hoffentlich mehr Redliche als Schuldige; es steht nicht in der Macht der Regierung, alle Redlichen zu belohnen, denn woher soll die Belohnung genommen werden? aus der Tasche eines Redlichen oder eines Schuldigen? In dem einen Fall, wie in dem andern, wird der Redliche sich dafür bedanken. Was die Regierung vermag, das ist gerecht sein, die Eigenthümer beschüzen, die Verlezung des Eigenthums bestrafen, den redlichen Arbeiter, der vorwärts will, beschüzen, das ist, die künstlichen Hindernisse, die ihm in den Weg gelegt werden, entfernen. Weiter vermag die Regierung positiv zur Beglückung der Bürger gar wenig. Wäre der Wille zu beglücken genug für die Mächtigen der Erde, so gäbe es längst keine Armuth, kein Elend mehr, das aus Armuth entspränge. So viel Zutrauen habe ich zu den Menschen, daß ich das glaube. Wahrlich, es hat gute und edle und kräftige, absolute Herrscher gegeben, deren Befehl, vom Thron herab, längst alle Thränen getrocknet, aller Noth abgeholfen, alle Hungrigen gespeis't, alle Ehen glücklich gemacht hätte, wenn das durch menschlichen Befehl gelingen könnte. Aber Niemand

kann geben, was er nicht hat, und der mächtigste Monarch hat nicht mehr, als was die Summe seiner Unterthanen besizt; und wenn die Armen arm sind, weil wirklicher Mangel ist und wenn 1000 Aspiranten sind zu Aemtern von denen nur 30 im Jahr erledigt werden, so ist's klar, daß troz aller Macht des Czars, den Armen nur dadurch geholfen werden kann, daß die Erndten vermehrt werden, den Aspiranten nur dadurch, daß in gegebener Zeit von den jezigen Beamten mehr als gewöhnlich sterben, oder daß die Zahl der Aemter vermehrt werde.

Aber die Noth ist da, tausend und tausend fleißige Hände sind da, welche Arbeit verlangen, man verlangt ja nur Arbeit, der Staat, die Regierung muß Arbeit schaffen, das sei ihre dringendste Pflicht. So haben hundertmal gute und kluge Menschen gesprochen, welche mit Erlaubniß zu sagen, doch nicht viel weiser gewesen sind, als die Prinzeß, die da hörte, daß die Leute kein Brod zu essen hatten und den Rath gab: Kuchen zu essen, oder als der Hindupriester, der lehrt, daß die Erde, damit sie nicht in den Abgrund falle, auf einer Riesenschildkröte ruhe. In außerordentlichen Fällen kann die Regierung wohl, temporair, einige zu dem besondern Zweck bewilligte Steuern anwenden, um einer geringen Fraction der Bevölkerung Beschäftigung zu verschaffen, oder die Einfuhr von Nahrungsmitteln zu begünstigen, aber regelmäßig lohnende, dauernde Arbeit für eine unbestimmte stets sich mehrende Zahl von Arbeitern zu besorgen, das übersteigt die Macht jeglicher Regierung.

Die Regierung kann nicht das Unmögliche leisten, kann nicht ein Minimum des Arbeitslohns festsezen, denn darin liegt zugleich ein Maximum der Lebensmittel, sie kann nicht allen, die es verlangen, lohnende Arbeit schaffen. Nichts wäre wichtiger, um der Unzufriedenheit unter den arbeitenden Classen

entgegenzuwirken, als die Einsicht zu verbreiten in die Art und Weise, wie der Arbeitslohn und die Fluctuation des Arbeitslohns entsteht. Da ist wahrhaftig nichts Willkühr-liches, nichts, was von der Macht derer, die wir die Mächtigen zu nennen gewohnt sind, abhängt. Das Recht, ein Minimum des Arbeitslohns festzusezen, wäre durchaus illusorisch, wenn nicht zugleich das Recht anerkannt wäre, ein Maximum zu sezen für die Producte des Ackers, für die ersten Lebensbedürfnisse. Wie wäre dies aber möglich ohne den schreiendsten Eingriff in die Eigenthumsrechte? Wer würde sein Betriebscapital anwenden zur Bestellung des Bodens, wenn er nicht sicher wäre, die Frucht zu erndten, das ist, so theuer zu verkaufen, wie möglich? Wer würde, wenn ihm seine Erndte genommen werden sollte, sich nicht eben so vertheidigen, als wenn ihm sein Boden genommen würde? Der Versuch, ein Maximum einzuführen in den Preisen der ersten Lebensbedürfnisse, ist in der blutigen Blüthezeit der französischen Revolution gemacht, aber es zeigte sich bald, daß diese Tyrannei des Convents die unerträglichste von allen Tyranneien war. Die Bäcker und Schlachter boten nichts feil, die Zufuhren von Lebensmitteln nach Paris hörten gänzlich auf, und die Noth der Aermeren, die man hatte verhindern wollen, stieg auf's höchste und unerträglichste. Aber was vermag die Regierung denn zu thun, um den Nothleidenden zu helfen?

Außerdem, daß sie die Errichtung von Sparkassen begünstigt, und von allen Vereinen der Arbeiter, die auf gegenseitige Unterstüzung gerichtet sind, gar wenig; denn auch die gepriesenen Methoden: gezwungenes Armengeld, Arbeitsanstalten und Colonisation, sind durchaus unzulängliche, ja großentheils illusorische.

Die Regierung müsse, so hat man wiederholt, bis man endlich durchgedrungen, die abscheuliche Bettelei verbieten;

dagegen sei es ihre Pflicht, jeden wirklich Nothleidenden zu unterstützen, daß er nicht umkomme und zu dem Zweck dürfe die Regierung gezwungene Armensteuern von den hartherzigen Besitzenden eincassiren; noch besser aber sei es, Arbeitsanstalten anzulegen, wo jeder, nach dem Grade seiner Kräfte und Geschicklichkeit, Arbeit finde; es sei das billigste Verlangen, daß der Staat dem Arbeitsuchenden Arbeit verschaffe, es sei die heiligste Pflicht, dies Verlangen des guten Vaters, der gern Brod für seine Kinder erwerben wolle und blos keine Gelegenheit zu arbeiten finden könne, zu erfüllen und ihm solche Gelegenheit zu schaffen. Daß aber der Staat die Macht habe, diese sogenannten billigen Forderungen zu erfüllen, ist Chimäre. Wenn hundert Juweliere in Wien oder zweihundert in Paris ihr Brod finden und es melden sich mehr Gehülfen als sie beschäftigen können, wenn tausend Stickerinnen, Corsetmacherinnen u. dergl. ihr Auskommen so eben finden und es melden sich zehn, zwanzig, hundert neue Hände zu demselben Geschäft und werden abgewiesen, was soll geschehn? Sollen die abgewiesenen nach dem Hôtel de ville gehn oder in die Hofburg und klagen und fordern, daß man ihnen Arbeit gebe in ihrem Gewerbe, daß es Hartherzigkeit sei, sie unbeschäftigt und darben zu lassen, da sie so gerne arbeiten wollten? Aber, wenn hundert Söhne der ersten Gutsbesitzer bitten um Anstellung in der Nobelgarde, oder wenn das nicht geht, um Stellen als Unterlieutenant in einem Cavallerieregiment, müssen sie nicht abschlägliche Antwort sich gefallen lassen, falls keine Vacanz ist, müssen sie nicht warten, bis eine Vacanz eintritt? Wenn der Markt für die Pariser Fabrikanten sich erweitert hat, dann und nicht eher, können mehr Hände mit Erfolg beschäftigt werden. Wollte der Seine-Präfect oder der Gouverneur von Moskau befehlen, daß hundert Arbeiter in Porcellan, Bronce, Leder u. s. w. angestellt werden sollen, ehe

und bevor mehr Käufer für solche Fabrikate da sind, so kann die Folge keine andere sein*, als daß der Arbeitslohn der bisherigen Arbeiter, durch die vermehrte Concurrenz der Arbeiter, sinken muß, als daß die Fabrikherren Schaden leiden an ihrem Capital und künftiges Jahr weniger arbeiten lassen. Mit den auf öffentliche Kosten errichteten Arbeitshäusern verhält es sich gerade so. Die Arbeiten in Flachs, Wolle oder Stroh und Binsen, was es sei, sollen verkauft werden, sie treten in Concurrenz mit den ähnlichen Fabrikaten, welche bisher von freien ehrlichen Arbeitern zu Markt gebracht wurden, die keine öffentliche Unterstüzung empfingen. Die Zahlungsmittel der Käufer, welche solche Arbeiten bedürfen und kaufen, sind dadurch, daß der Markt angefüllter ist, nicht gewachsen, also die Preise fallen, oder die Sachen bleiben unverkauft, und der Familienvater, der früher sich und seine Familie durch den Verkauf seiner Arbeit ernährte, wird aus dem gewohnten Geleise getrieben, verarmt und kommt vielleicht bald dahin zu bitten, daß er in das Arbeitshaus aufgenommen werde. Die Weltverbesserung stand nicht in der Macht des guten, des edlen Don Quixotte, und eben so wenig steht sie in der Macht der Obrigkeit, sei's einer kleinen Landstadt, sei's der reichen Stadt Manchester oder Liverpool, sei's eines Czaars an der Spize einer glänzenden Armee, sei's eines in den Straßen von Bagdad verkleidet umgehenden Beherrschers der Gläubigen.

Der größte Versuch, der von obenher in neuerer Zeit zur vermeintlichen Verbesserung des Zustandes der Armen gemacht worden ist, ist die gezwungene Armentaxe in England. Diese hat betragen manches Jahr nach dem andern, nur in England und Wales mit Ausschluß von Schottland und Irland, sieben bis acht Millionen Pfund Sterling. Dies ist ein so grandioses Experiment, wie die Welt bis dahin noch nicht gesehen hatte. Der Erfolg ist vollkommen fehlgeschlagen.

Die Armen sind in Schottland, wo keine Armentaxe ist, nicht schlimmer, vielmehr besser daran, als in England. So wie die Armentaxen stiegen, vermehrte sich auch die Zahl der Unterstützung Verlangenden. Die Einsichtsvollen sind sich in England darüber einig, daß in dem Maaß, wie die Armentaxen stiegen, der Arbeitslohn fiel und fallen mußte. Da aber der Arbeitslohn die Hauptquelle, oder, die Wahrheit zu sagen, die einzige Quelle ist, woraus das Wohl der arbeitenden Classen fließt, so muß die Armentaxe nothwendig, indem sie den Arbeitslohn mindert, grade in entgegengesezter Richtung wirken, als die zur Wohlthätigkeit geneigten Männer glaubten, welche die Armentaxe einrichteten. Die Armentaxe und der Arbeitslohn kommen aus derselben Tasche und das Geld, welches ausgegeben wird als Armentaxe, kann nicht gezahlt werden als Arbeitslohn, wird also den guten Arbeitern entzogen. Aber der Hauptschade, welcher durch Armentaxen geschieht, ist ein moralischer. Die Armengelder, welche aus der gezwungenen Armentaxe gezahlt werden, erregen keine Dankbarkeit in dem Empfänger, denn er hält es für sein Recht, diese zu empfangen, und der Bürger, welcher die Armentaxe zu bezahlen gezwungen wird, entbehrt dabei ganz und gar das angenehme Gefühl, welches eine gute That begleitet. Reich und Arm wird auf solche Weise getrennt, geschieden durch Mittelspersonen, welche sich eindrängen und das trennen, was die Natur und der Schöpfer verbunden gewollt hat, die Geber und Nehmer. Durch die Aussicht auf die gezwungene Armentaxe wird fast unvermeidlich die Voraussicht, die Sparsamkeit des Arbeiters geschwächt, er denkt, ich brauche nicht zu sparen für das Alter, für die Zeit der Verheirathung, denn, meine Zukunft ist gesichert, ich brauche mich nicht anzustrengen, nicht auf meinen guten Ruf zu halten, denn am Ende bekommt der fleißige und der unfleißige, der gute und

schlechte Arbeiter, wenn er an die Armencasse kommt, doch gleichviel, es wird ja nur gemessen nach dem Grade der Noth. Nichts hat dem moralischen Character der Englischen Arbeiter mehr geschadet, als die Armentaxe.

Malthus hat bekanntlich das unbedingte Recht aller Nothleidenden auf Unterhaltung durch gezwungene Armensteuern geläugnet; er hat dadurch vielen Tadel, ja Haß, insonderheit der Frommen oder Derjenigen, die sich für die Frommen halten, sich zugezogen. Ich will über diese Frage keine bestimmte Meinung aussprechen, sondern unterschreibe nur den allgemeinen Saz: daß Niemand die Pflicht haben könne, das Unmögliche zu leisten, also auch Niemand das Recht haben könne, zu verlangen, daß ihm das, was unmöglich ist, geleistet werde. Ich beschränke mich darauf, zu erinnern, daß jedem Recht eine gewisse Pflicht entsprechen muß und umgekehrt, und daß, wenn der Staat die Pflicht hat, mit nicht unbegrenzten Mitteln alle Nothleidenden, die sich melden, zu unterstüzen, das nothwendige Correlat dieser Pflicht in dem Rechte bestehen muß, die Ehe zu erlauben oder nicht zu erlauben, je nach dem vorhandenen Vorrath von Lebensmitteln. Dem Staate stehn nicht mehr Mittel zu Gebot, als der Summe von allen Communen im ganzen Staat. Soll die Commune die Pflicht haben, alle Verarmte zu unterstüzen, so muß sie auch das Recht haben, die Vermehrung der Armen zu controliren, die Ehen zu reguliren, denn aus Ehen, die geschlossen werden, ohne daß Vorrath gesammelt ist, entspringen hülfsbedürftige Kinder. Wird die Noth zu groß zu Hause, werden die Klagen dem Vater unerträglich, so läuft er davon und die Gemeinde soll die Kinder ernähren. Das ist ihre Menschenpflicht, heißt es; und daß der unbemittelte Vater die Pflichten des Ehemannes und Vaters auf sich nehme, das sei sein Menschenrecht gewesen, wird behauptet.

Aber dies ist eine sehr ungleiche Vertheilung, dem Einen das Recht zu gewähren, dem Andern die Pflicht. Es ist die Theorie des Absolutismus, die nämliche Theorie wie die von Herr und Sclav, und doch wird diese Lehre gepredigt eben von den maaßlosen Liberalen, die sich für Philanthropen ausgeben. So berühren sich die Extreme. Der Herr sagt zu dem Sclaven: Du sollst für mich arbeiten, denn ich bin der Besizer; die heutigen Communisten sagen: Ihr Besizenden müßt hergeben, denn ich habe die Ehre, ein Armer zu sein. Beides gleich falsch; Rechte und Pflichten müssen correspondiren. Aber man stellte eine Tafel der Menschenrechte auf, ohne auf der andern Seite ein Wort von Menschenpflichten zu sagen. Die Thoren! Wir haben es hier nun überhaupt nicht mit Menschenrechten oder Menschenpflichten zu thun, denn der Mensch im Staat ist Bürger, es kann im Ernst nur die Rede sein von Bürgerrechten und Bürgerpflichten. Also der Bürger soll alle Kinder ernähren, die innerhalb der Stadt geboren werden, gleichviel, ob der Vater Vorrath gesammelt hat oder nicht. Es giebt aber Städte in Europa, die bis 10 Procent Garnison haben. Wenn der beliebte Saz der Communisten: à chacun selon sa capacité, wahr wäre, so könnten die Bürger gar bald jährlich 10 Procent Ueberschuß von Geburten zu ernähren haben, denn es ist eine sehr bescheidene Annahme, die capacité der jungen militairischen Männer so hoch anzuschlagen. Kommen noch dazu die Kinder, die von unbemittelten Literaten in die Welt gesezt werden. Der junge Literat, von volksbeglückenden Ideen erfüllt, geht nach der Hauptstadt, um von da aus die Welt zu erleuchten, und wenn er es auch nicht völlig so mit seinen Kindern macht, wie sein Chef Jean Jacques, der seine Kinder in's Findelhaus schickte, so handelt er doch ungefähr so; er hat nicht gesammelt für Kinder und sezt doch Kinder in die

Welt. Wovon sollen sie ernährt werden? Auf dem Straßenpflaster wächst kein Korn und vom Honorar des Buchhändlers oder von den Brosamen des Commißbrods kann nur ein oder das andere Kind zufällig satt werden.

Hamburg ist eine reiche Stadt, der Andrang dahin von Arbeitsuchenden ist ohne Ende. Tausende, die anderswo elend sind, wandern mühsam dahin, hoffend, dort werde ihr Glück blühn. Es kommen eine Menge Schiffe an, Arbeiter werden gesucht, hoch bezahlt, man lebt lustig. Die Elbe friert zu, das Handelsgeschäft stockt, kein Tagelohn zu finden, der Arbeitlose bettelt, wird ergriffen und nach der Heimath geschickt. Und man schreit, der reiche Hamburger will den Arbeiter, der für ihn die Hize des Sommers ertrug, nicht behalten, nicht den Winter über ernähren, schickt ihn zurück in seine arme, überfüllte Heimath; o wie verhärtet der Reichthum das Herz! Und der fromme Pastor besteigt die Kanzel und predigt über die Gefahren des Reichthums. Nun freilich, der Hamburger kann einen und noch einen Arbeiter den Winter über ernähren und thut es, aber kann Hamburg Allen, die ihre Hände anbieten, lohnende Arbeit, allen hungrigen Mäulern Nahrung geben? Hamburg ist nicht einmal im Stande, alle die hülflosen Kinder zu ernähren, die das fromme Würtemberg producirt. In dem protestantischen Würtemberg ist Ueberproduction von Kindern, so gut wie in Schlesien Ueberproduction von Leinen sein kann, wie in Genf Ueberproduction von Uhren sein kann. Die Uhren sind meinetwegen vortrefflich, aber wenn sich kein Käufer findet, so leidet der gute Uhrmacher Noth. Und die Kinder der Würtemberger mögen noch so gut sein, wenn kein Capital da ist, sie auf zweckmäßige Weise zu beschäftigen, so müssen sie Noth leiden, so gut wie die schlecht erzogenen Kinder der Irländer. Die Kindernoth — nach Analogie von Wassersnoth — ist gleich in dem katholischen

Irland und in dem protestantischen Würtemberg, wo oft die Pfarrer mit eifrigem Beispiel vorangehn. Es muß also eine gemeinschaftliche Ursache zum Grunde liegen und die ist die unmäßige Zerstückelung des Bodens. So wenig aus Millionen Zwetschen, die in Würtemberg wachsen, eben so viel neue Zwetschenbäume werden können, weil zuvor ein Platz gegeben sein muß, wo der Kern wurzeln und sich entwickeln kann, eben so wenig können alle Würtemberger Kinder in Hamburg, oder wo es sei, gedeihn, wenn sie mit leeren Händen ankommen. Die Hamburger haben neulich die Summe vergrößert, die bei Erlangung des Bürgerrechts bezahlt werden muß. Das ist eine von der Nothwendigkeit dictirte Maaßregel gewesen. Für zu erlangende Rechte müssen Pflichten übernommen merden, muß bezahlt werden. In einer kleinen Commüne ist die Unmöglichkeit, mit begrenzten Mitteln jede steigende Zahl von Neuangekommenen, sei's Neugebornen, sei's Einwandernden, zu versorgen, dem steuernden Einwohner, dem Tagelöhner, klar genug. Nur die Gelehrten, die Menschenfreundlichen, die Frommen, oder die Gottlosen, verwirren die Frage, wollen die Pflicht der Commüne zu hoch, das sogenannte Menschenrecht am höchsten, die Pflicht des Vaters und der Mutter zu nichts angeschlagen wissen. Aber, sagt man, wenn die Commüne nicht die Pflicht hat, alle Neugebornen zu ernähren, wenn zu diesem Zweck nicht Armentaxen erhoben werden, so ist die Gefahr des Kindermords da. Das ist das Schreckbild, womit viele gutmüthige Schwache sich haben einschüchtern lassen. Dazu ist wenig Grund. In Schottland ist die Englische Armentaxe nicht bekannt, in Schottland geschehn, nach Proportion, weniger Verbrechen als in England. (Die gelehrte Literatur der Deutschen über infanticidium ist die traurigste, die es giebt. Es wäre vielleicht besser, als Grenze des Verbrechens nicht das erste Athmen, sondern das erste

Anlegen an die Mutterbrust festzusezen; was vorher geschehen kann, wäre der absichtlichen Anwendung von Abortivis gleichzustellen. Kein Gesezgeber kann die Gemüthsart des Weibes von den doloribus ad partum bis zur vollendeten Geburt richtig beurtheilen.)

Darf ich nun noch wagen, meine Meinung über Bettelei und Colonisation zu sagen?

Man hält es gegenwärtig für ein Zeichen eines civilisirten Landes, daß die Bettelei verboten ist, aber in Wahrheit hat die Regierung weder das Recht noch die Macht, das Betteln, das Bitten und Geben zu verbieten und zu hindern. Man sieht öffentliche Warnungstafeln an glänzenden Orten, auf welchen das Betteln gar bei körperlicher Strafe verboten ist; man hält das für gute Polizei. Es ist barbarisch, es ist ungerecht gegen den Geber, es ist ein Eingriff in mein Eigenthumsrecht, denn ich kann von dem Meinigen schenken, was und wem ich will. Versteht sich, es kann zweckmäßig sein und ist meistens zweckmäßig, an öffentlichen Pläzen und in den Straßen das Betteln, das Ausstellen von Krüppeln und dergleichen zu verbieten; aber zu verbieten, daß ich in meinem Hause geben solle, dem, der Noth leidet, dem, der mein Mitleid erregt, das ist eine Verlezung meines Rechts als Eigenthümers. Und es geschieht auch, Gottlob, alle Tage, daß gegeben wird, daß die Dürftigkeit ihre Noth klagt und erhört wird. Dazu reicht die Macht der Regierung nicht hin, die Wohlthätigkeit in Privathäusern zu vernichten. Also ist das allgemeine Verbot des Bettelns gar nicht ausführbar. Wenn ein hungriger Reisender in ein Haus geht und bittet, und von dem lauernden Vogt erhascht wird, und nach dem dunklen Gefängniß, wie ein Verbrecher, abgeführt wird, es ist ein abscheulicher Anblick! Zugegeben, wie gesagt, an öffentlichen Orten, die der Circulation frei sein müssen, da ist's gut, den

Aufenthalt der Bettler zu verbieten. Aber indem ich der Bettelei, das ist, dem freien Verkehr zwischen Arm und Reich, das Wort rede, muß ich erinnern an das, was noth thut, und was doch in Deutschland zu fehlen scheint, nemlich ein eignes Gesez gegen das Vergehn, welches die Engländer bezeichnen: getting money under false pretences. Der Bettler, der Geld verlangt, unter falscher Vorspiegelung, der da klagt, daß seine Kinder zu Hause hungern, daß seine Frau in Wochen liege, daß er vor sechs Wochen das Bein gebrochen habe, und der das Alles gelogen hat, der vielleicht weder Frau noch Kinder hat, der werde bestraft. Aber die arme Wittwe, die ihren Ernährer verlor, die mit hungrigen Kindern sizt, die soll nicht zu dem wohlhabenden Nachbarn gehn dürfen, um ihre Noth zu klagen, um das Mitleid anzuflehn und zu versichern, daß sie dankbar sein werde und mit ihren Kindern beten werde für das Wohl des Gebers, des Erretters? Das ist unnatürlich; bei solcher Gesezgebung ist kein Segen.

Colonisation. Wenn hier über Noth, über wirklichen Mangel geklagt wird, über das Mißverhältniß der Hungrigen zu dem Ertrag der Erndte, so ist die Antwort, die man von vielen klugen Leuten zu hören bekommt: aber warum wandern die Nothleidenden nicht aus? Es giebt in den andern Welttheilen noch so viel gutes Land, welches unberührt ist und nur die Menschenhand erwartet, um reichliche Früchte zu tragen. — Ganz gewiß ist zu wünschen, daß aus den altbewohnten Ländern junge Schwärme ausziehn und die guten Landstrecken, die jenseits des Oceans noch unbenuzt liegen, unter den Pflug nehmen. Aber dazu ist doch erstlich ein Pflug nöthig und Saatkorn und Brod genug, um bis zur nächsten Erndte zu leben, und zuvörderst ist Geld nothwendig, um die Ueberfahrt zu bezahlen. Es sind gegenwärtig allein in der Stadt

Newyork gegen 40,000 Deutsche, denen es da wahrscheinlich besser geht, als es ihnen jezt hier ginge, wenn sie hier geblieben wären. Aber wodurch ist es ihnen gut gegangen? Durch den hohen Arbeitslohn, welcher dort im Allgemeinen viel höher ist als hier, wegen der geringen Concurrenz der Arbeiter. Die Bevölkerung nimmt dort rascher zu als hier, aber die Anhäufung des Capitals geht noch geschwinder als die Bevölkerung, weil und solange als dort Ueberfluß ist an frischem dankbarem Boden. Also ganz gewiß ist zu wünschen, daß mancher von hier dorthin wandert. Aber wer soll auswandern? Der Alte, der Knabe, kurz, der Arbeitsunfähige? Das ist unmöglich. Der Arbeitsfähige? Aber da bleiben noch so viel mehr Alte und Unfähige zur Versorgung hier zu Lande zurück. Die Kosten der Ueberfahrt sollen bezahlt werden, also kann nur ein Arbeiter, der sich etwas erspart hat, hinüberkommen; je geringer der Arbeitslohn ist, desto mehr wünscht er hinüber zu gehn, aber desto schwerer ist es für ihn, das Nöthige zu ersparen. Mit weniger, als der Tagelohn für ein halbes Jahr beträgt, kann er nicht wohl hinüberkommen. Wenn aber ein Wohlhabender dem einzelnen Arbeiter die Ueberfahrtskosten schenken will, so ist das wahre Wohlthat für den Einzelnen, jedoch darf er nicht glauben, daß dem alten Lande damit großer Vortheil geschieht, denn die Zahl der Arbeitsunfähigen wird hier relativ zu den Rüstigen noch um etwas vermehrt. Nur mit Capital, mit Ueberschuß, mit Erarbeitetem, Erspartem kann man vorwärts kommen, über die See im fremden Lande, im eignen. Wer sich hinauswagt und gar keinen Nothpfennig hat, allein auf seine Arme vertraut, der ist bei dem ersten Unfall dem größten Unglück, der Gefahr des Verhungerns preisgegeben. — An einer früheren Stelle ward erzählt von einem jungen Auswanderer, der in einem westlichen Staate sich ein kleines

Grundeigenthum ankaufte, aber nicht im Stande war, wegen des hohen Arbeitslohns sich Arbeiter zum Dienst, oder wie sie da sagen, zur Hülfe anzuschaffen. Nach späterer Nachricht hat sich das Blatt ganz gewendet. Es ist solcher Andrang von Arbeitern in seiner Gegend gewesen, daß sie sich angeboten haben, ohne allen Lohn, blos für die Kost zu arbeiten und zu dienen. Alles Folge der Concurrenz. Heftige Krankheiten herrschten, wie schon oft, in den großen Niederungen des Missuri und Missisippi, aber das höher gelegene Plateau, wo der junge Auswanderer sich angesiedelt hatte, war von der Krankheit verschont geblieben und berühmt geworden, wegen der Salubrität. Das die Ursach, weswegen die Arbeiter hinströmten; aber die Folge der Concurrenz war: das Sinken des Arbeitslohns bis zu Nichts. Wer aber nach Neworleans gehen will, als Arbeiter, dann, wann das gelbe Fieber herrscht, der kann viel Geld verdienen in kurzer Zeit, oder in noch kürzerer sterben. Concurrenz bestimmt das Schicksal der Arbeiter hauptsächlich, jenseits wie diesseits des Oceans. Diese Ursach muß man erkennen für das was sie ist, dann fallen die meisten Projecte zur Beglückung der arbeitenden Classen hinweg. So ist's auch mit der Liebhaberei für einheimische Colonisation. Man kann mit Aufwand von Capital auch unfruchtbaren Boden cultiviren, so gut, wie man mit dem Zauber des Geldes einen Garten auf dem Dach anlegen kann. Aber wahrscheinlich gehen die Zinsen des Capitals verloren, wenn man es auf undankbaren Boden wendet, und den Arbeitern ist das, was ihnen noth thut, hoher Arbeitslohn, wahrlich nicht dadurch gesichert, daß sie auf undankbarem Boden arbeiten, noch weniger als der Arbeiter, der in Gold arbeitet, sicherer auf hohen Lohn rechnen kann, als der Arbeiter in Eisen oder Holz.

Die Regierung hat keine Macht über den Preis des Arbeitslohns; wo es so scheint, da spricht sie nur aus, was thatsächlich ist, z. B. in den Reglements für die Preise der Lohnkutscher u. dgl. Aber in Wirklichkeit sind die Preise der Producte und der Artefacte, also auch der Arbeitslohn ganz außer dem Bereiche der Regierung.

10.

Privatwohlthätigkeit; Entwurf einer Hülfs- und Belohnungsanstalt.

Privatwohlthätigkeit ist die wahre Wohlthätigkeit; bei der Vertheilung gezwungenen Armengeldes unter die Dürftigsten kann von eigentlicher Wohlthätigkeit nicht die Rede sein. Der Empfänger dankt nicht, fühlt keinen Dank, denn er weiß, daß, was er erhält, ihm gegeben werden muß, und wer Armentaxe bezahlt, thut es unwillig, denn er weiß, daß sein Geld an Undankbare verschwendet wird. Daher ist's auch am besten, daß die gezwungenen Armengelder nur ausgetheilt werden von besoldeten Personen, die das harte Geschäft übernehmen, die kleinsten Portionen zu controliren, die zur Fristung des Lebens nöthig sind. So muß es sein, denn wenn es anders ist, so lockt die Armencasse zu unvorsichtigen Heirathen, ehe ein Nothpfennig gesammelt ist und vermehrt dadurch die Summe der Armuth. Das Brod der Armuth, welches durch gezwungenes Armengeld erlangt wird, muß ein bittres sein; so will es das Interesse der ganzen Commüne. Zum Empfang desselben berechtigt allein der Grad der vorhandenen Noth. Demgemäß dürfen niemals gezwungene Armengelder mit freiwilligen Armengeldern in eine Casse geworfen werden.

Ganz anders verhält es sich mit der Austheilung von Wohlthaten durch Privatpersonen, oder durch Vereine von Privatpersonen. Jeder hat allerdings das Recht, sein Eigenthum

zu verschenken, wie er will, aber wenn er ohne Reflexion, ohne die Folgen seiner Handlungen zu betrachten, dem blinden Triebe des Mitleids folgt, so ist das eben so wenig verdienstlich und heilsam, als wenn irgend einem andern Triebe blindlings Folge geleistet wird. Das Austheilen von Almosen, ohne alle Kritik, vor den katholischen Klöstern oder den Moscheen der Mohamedaner hat gar keinen moralischen Werth und es ist auch gar kein Segen dabei, vielmehr das Gegentheil.

Wenn aber Wohlwollen und Einsicht vereint die Hand des Reichen, des Wohlhabenden leiten, so ist allerdings da Hülfe zu finden für die Noth und die Wunden und Schmerzen von tausend und tausend Leidenden. Wer ein Wohlthäter sein will, der hat die Pflicht, die Ursachen des Elends zu erforschen. Sind unvorherzusehende Unfälle schuld, so ist's Zeit, so ist's Recht, zuzuspringen und der unverdienten Noth abzuhelfen. Wenn aber unvorsichtiges, voreiliges Heirathen die Quelle des Elends ist, so hüte man sich ja, zuviel zu thun; es ist Unrecht, gegen die Weltordnung anzukämpfen, zu wollen, daß demjenigen der Finger nicht schmerze, der selbst ihn in's Feuer steckte. Es ist Unrecht, die Wohlthat, die man der verschuldeten Armuth reicht, dem Unglücklichen zu entziehn, der gegen seine kluge Berechnung, troz seiner Vorsicht und Sparsamkeit, in's Elend gerieth. Es ist eine Clientel der Reichen, der Besizenden über die Aermeren, in der Natur der Dinge begründet. Ich erinnere mich, daß in meiner Jugend, vor Errichtung der Armencasse, in welche die gezwungenen Beiträge fließen, fast jedes Haus seine Hausarmen hatte, die einmal oder zweimal die Woche kamen, kleine Dienste verrichteten und ihr bestimmtes Geschenk erhielten. Man ließ sich mit den Armen ein in's Gespräch, ward von dem Guten oder Schlimmen, was ihnen widerfahren,

unterrichtet; dieser Verkehr war heilsam für beide Theile. Statt dessen sind in neuerer Zeit fast allenthalben, wenigstens in den Städten, Vereine getreten, die sich als Mittelspersonen zwischen Geber und Empfänger stellen. Gott verhüte, daß ich den Nuzen läugnen oder verringern wolle, den tausend Vereine zu wohlthätigen Zwecken wirklich gestiftet haben. Einer der charakteristischen Züge Englands besteht eben in der bewunderungswürdigen Wirksamkeit von fast zahllosen Vereinen zu wohlthätigen Zwecken. Die besten Krankenhäuser in London, Blindenanstalten, Schulen, Wundärzte, um den Aermeren gute Bruchbänder auszutheilen, und so ferner, werden durch Privatwohlthätigkeit erhalten und sind der Nachahmung werth. Ich sah in London den Cassirer eines Krankenhauses in eigner Equipage angefahren kommen. Das Amt ist ein Ehrenamt und wird nur einem reichen Manne anvertraut, der sich mit bestem Rufe von den Geschäften zurückgezogen hat, doch noch wünscht, sich nüzlich zu machen. Wie sehr aber auch solche Vereine von Privatpersonen zu wohlthätigen Zwecken zu loben sind, so haben sie sich doch durchaus zu hüten, daß sie nicht den verderblichsten Irthum nähren, bei sich oder bei den Hülfsbedürftigen, daß sie omnipotent seien, das ist, daß sie wirklich im Stande seien, die Summe der Armuth und des Elends zu mindern. Dadurch würde die Vorsicht der Armen bei dem Heirathen geschwächt, und die Einrichtungen, welche zum Heil der Armen gereichen sollen, würden dadurch das Uebel noch vermehren und verdoppeln. Jener Candidat der Chirurgie sollte examinirt werden; er ward gefragt, was er thun wolle, wenn der Oberarm verrenkt sei? Er antwortete ziemlich; aber auf die Frage, was er thun wolle, falls der Oberarm gebrochen wäre? gab der Candidat der Chirurgie zur Antwort: wir wollen hoffen, daß es nicht so schlimm geworden sei. An diesen guten Mann

werde ich öfter erinnert, wenn ich die sanguinischen, die naiven Hoffnungen höre, welche ausgesprochen werden von Mitgliedern dieses oder jenes philantropischen Vereins von christlichen Brüdern oder Schwestern. Die Preußischen, die Polnischen Frauenvereine haben mit bewundernswürdiger Kraft die Verwundeten zur Zeit der Freiheitskriege gepflegt und verdienen das beste Lob, sind vielmehr über alles Lob erhaben. Aber wenn in gewöhnlichen Friedensjahren sich ein Frauenverein bildet, mit dem besten Willen, um alle armen Arbeiterfrauen in den Wochen zu pflegen, um Kleinkinderschulen anzulegen und nicht eine bestimmte Zahl von Kindern, sondern alle Kinder zur Gottesfurcht und zum Fleiße anzuleiten, und wenn die guten Frauen nun glauben, daß sie im Stande sind, bei immer steigender Zahl der sich meldenden Hülfsbedürftigen, Allen zu helfen, wenn sie glauben, daß ihre Kasse reich genug sei oder werde, um allem Uebel zu wehren, welches durch Vielkinderei in die Welt gesezt wird, so sind die wahrlich jenem Candidaten der Chirurgie nicht unähnlich. Alle Wohlthätigkeitsvereine, damit sie nicht mehr schaden als nüzen, sollten sich von Anfang an darauf beschränken, eine bestimmte geschlossene Zahl von Hülfsbedürftigen unterstüzen zu wollen, je nach dem Maaß der ihnen zu Gebot stehenden Mittel. Aber wenn sie nur begrenzte Mittel haben, und da sie nur über begrenzte Summen Geldes zu disponiren haben, so ist es Unrecht, vage Hoffnungen zu erregen, bei der ganzen Klasse der Armen, als ob Alle die arm sind und noch werden können, Unterstüzung finden werden bei den gütigen Frauen. Die Vereine so wenig wie der Staat können einer immer zur Vermehrung geneigten Menge von Armen helfen.

Für die Vertheilung der gezwungenen Armentaxe, weil sie nach einer Regel geschehen muß, wird der Grad

des Elends der Hauptmaaßstab der Almosen sein müssen. Das Moralische des Armen kann schwer nach einer allgemeinen Regel ermessen werden. Aber in der Macht der privaten Wohlthätigkeit steht es, den Würdigen dem Unwürdigen vorzuziehn. Die Privatwohlthätigkeit ist daher die beste, die heilsamste, gegen welche die wenigsten Einwendungen zu machen sind. Es hat jeder Einzelne, welcher geben will, das Recht, seinen Günstling auszuwählen, aber auch die Pflicht, den Würdigen dem minder Würdigen vorzuziehn. Die Privatwohlthätigkeit kann und soll wählerisch sein, das ist ihr Vorzug, ihr Verdienst; aber eben deswegen soll der Privatmann, welcher wohlthun will, sich immer bewußt sein dessen, was er thut, er soll wissen, daß seine Macht sich nur darauf erstreckt, eine andere Vertheilung der vorhandenen Güter zu bewirken. Das Brod, was Du dem Armen giebst, muß ein Anderer entbehren, durch die Almosen wird die Summe der Lebensmittel und ihr Mißverhältniß zu der Summe der Dürftigen nicht im mindesten verändert. Allen Dürftigen kann nicht geholfen werden, denn das Uebel besteht eben darin, daß nicht genug der Lebensgüter für Alle vorhanden ist. So wird es aber doch möglich sein, die Hoffnung für die Armen und Aermsten aufrecht zu erhalten. Wer möchte diese Trösterin, diese lezte Freundin vom Lager der Leidenden vertreiben? Die Hoffnung ist es, welche mit dem Menschen aushält, auf dem Strohlager, im Kerker, am Rande des Grabes. Nur dadurch ist die Fortdauer des Lotto's erklärlich, daß es im Gefolge der Hoffnung erscheint. Aber das jezige Lotto ist ein verführerisches, ein auf Lüge gebautes Spiel, jeder ehrlichen Regierung unwürdig. Sezen wir denn etwas Besseres an die Stelle. Ich habe ernstlich darüber nachgedacht, wie es den Gebern gelingen könne, mit geringen Gaben, aber mit Hülfe der Hoffnung, den Armen den meisten

Vortheil zu bringen. Dieser muß, wie sich von selbst versteht, hauptsächlich in der moralischen Wirkung und Nachwirkung bestehen.

Entwurf einer Hülfs- und Belohnungsanstalt.

§. In der Gemeinde, dem Bezirk X versammelt sich jährlich einmal, oder alle zwei Jahre, ein Wohlthätigkeitsverein, bestehend aus dem Pfarrer, einem Beamten und drei notablen Hausbesizern, um eine Summe, die durch Subscription der Hausbesizer aufgebracht worden, an würdige Arme zu vertheilen.

§. Einen Sonntag nach der Erndte werden im Pfarrhause die Armen, die sich um solche Gabe bewerben wollen, versammelt. Bedingung um zugelassen zu werden, ist schriftliche Empfehlung von drei Hausbesizern der Gemeinde. Die Bewerber müssen wenigstens 3 Jahre in einem und dem nämlichen Hause gelebt haben.

§. Ausgeschlossen sind diejenigen, welche irgend eine Strafe wegen Eigenthumsverlezung erlitten haben oder welche wegen irgend einer Ursach mehr als einmal bestraft worden.

§. Ausgeschlossen sind alle, die sich vor dem dreißigsten Lebensjahre verheirathet haben.

§. Ausgeschlossen ist das Frauenzimmer, das vor der Ehe geboren hat und der Mann, der ein solches Frauenzimmer geheirathet hat.

§. Eine Liste der Bewerber wird aufgemacht, die Empfehlungen werden geprüft, jedes Mitglied stimmt durch Stimmzettel für drei Bewerber, so daß die fünf Bewerber, welche die meisten Stimmen haben, auf den engeren Auffaz kommen.

§. Um den Neid und die Lüge möglichst zu entfernen, und vornämlich, um den Armen die Hoffnung bis zulezt zu lassen, wird das Loos unter diesen fünf Candidaten entschei-

den. Das erste Loos gewährt zwei Drittel der zusammengebrachten Summe, das zweite Loos ein Drittel.

§. Vor dem Loosen erinnert der Pfarrer die Versammlung daran, daß diese Wohlthat nicht sowohl für den Aermsten bestimmt ist, als für den Würdigsten; es soll eine Belohnung stattfinden für Vorsicht und Fleiß; es soll nicht blos Almosen sein, nicht Prämie für Faulheit und Unordnung, sondern eine Hülfe für den tüchtigen, vorsichtigen Arbeitsmann, der wider Verhoffen zurückgekommen ist.

§. Die zu vertheilende Belohnung betrage wo möglich für den Ersteren den Preis von fünfzig bis hundert Arbeitstagen, für den Zweiten den Preis von zwanzig bis dreißig Arbeitstagen.

§. In dem Protocoll, welches bei dem Pfarrer bleibt, müssen die Empfänger quittiren und bezeugen, daß sie das Geschenk erhalten haben, nicht blos als Linderung der Noth, sondern als Aufmunterung zum Fleiß und zur Ordnung und versprechen, daß sie für die Geber dankbar beten wollen.

Daß eine solche Anstalt gelingen könnte, auf dem Lande und in kleinen Städten, wo die Menschen sich gegenseitig kennen, daß tausend Anstalten der Art gelingen könnten und Segen bringen würden, glaube ich zuversichtlich. Ich wünsche herzlich, daß der Versuch in dieser oder ähnlicher Form gemacht werde von mehreren Menschenfreunden. Aber ich bescheide mich, ungern, daß es fast nuzlos, wenn nicht unmöglich sein würde, in großen Städten nach dieser Methode zu handeln. Ich gestehe, daß ich nicht einsehe, wie von obenher oder durch Vereine etwas irgend Erkleckliches für die Armuth der großen Städte geschehen kann, wo in den unergründlichen Schlupfwinkeln Elend und Laster, gleich Schlangen in unentwirbarem Knäuel nisten. Ist einmal das weibliche Geschlecht bis auf einen gewissen Grad degradirt, so ist keine Rettung zu sehen, denn es fehlt das Element zur

Bildung einer guten Familie; die Früchte der schlechtesten Ehen erwachsen fast unvermeidlich zum elendesten verderblichen Leben.

Auf diese Weise scheint für die Privatwohlthätigkeit der Gang gesichert zu sein, der zum Ziele führt, der sie das erreichen läßt, was erreichbar ist. Die Privatwohlthätigkeit muß wählerisch sein, denn es ist unmöglich, allen Bittenden, die in geradem Verhältniß der Almosen sich zu vermehren geneigt sind, zu helfen. Die Privatwohlthätigkeit hat die Pflicht, keinen Unwürdigen zu unterstüzen, denn das ist Prämie für Müssiggang und Laster. Dafür ist durch die erforderlichen Zeugnisse eine Garantie gegeben. Es wird durch diese Hülfsanstalt nicht mehr versprochen, als gehalten werden kann, die Armen werden nicht zu unmäßigem Vertrauen auf zu erwartende Hülfe verführt. Und es wird doch das Beste, was der Mensch hat, Reich oder Arm, die Hoffnung, verstärkt. Somit scheint eine derartige Hülfs- und Belohnungsanstalt die Vortheile des Lotto's zu haben, ohne die abscheulichen Nachtheile desselben. Man denke sich die Lage des Arbeiters, der auf keine Weise, durch keine Anstrengung, die Möglichkeit sieht, zu einem kleinen außerordentlichen Erwerbe zu kommen. Er möchte so gern Jemandem, den er lieb hat, eine Freude machen. Nicht möglich, denn er ist angewiesen auf ein bestimmtes, kleines, tägliches Quantum, wie der Gefangene. Wie natürlich, daß da die Begier erwächst, worauf das falsche Lotto speculirt. Aber wenn der Weg der Tugend der einzige ist, um dahin zu gelangen, als Bewerber zu der Prämie gewählt zu werden, die durch das Loos ausgetheilt werden soll, dann scheint die Anwendung des Looses nicht nur gerechtfertigt, sondern auch löblich zu sein, weil dadurch, während langer Zeit, eine viel größere Summe von Hoffnung im Leben erhalten wird, als durch directe Spendung von Almosen zu erlangen möglich gewesen wäre.

11.

Die Proletarier können nur sich selbst helfen.

Nach allem bisher Gesagten muß und wird es klar sein: die Proletarier können nur sich selbst helfen.

Nicht nur an dem Eigenthum, welches jezt schon besessen wird, und mit Recht, als Frucht ehrlicher Arbeit, sondern auch und vorzüglich an dem niedrigen Arbeitslohn finden die Arbeiter, die arbeitverlangenden, die arbeitlustigen Proletarier die Grenze der Arbeit.

Wenn der Arbeitslohn niedrig ist, so ist das nichts Willkührliches, sondern die Arbeiter selbst sind zum Theil und großentheils selbst mit Ursach davon und Schuld daran. Dringend zu wünschen ist, daß die ganze Classe der Arbeiter lerne, welche ursachliche Momente einwirken auf die Bildung der Preise, daß sie lernen, wie die Preise der Dinge und der Arbeit kein festgeseztes Maximum oder Minimum ertragen, daß sie lernen, wie Alles auf Erden, auch die Ungleichheit des Vermögens, seine natürlichen Ursachen habe. Es ist mathematisch gewiß, daß der Preis des Arbeitslohns sich richten muß nach der Zahl der Hände, die sich anbieten, die sich auf dem Markte anbieten. Wenn viele Häringe gefangen werden und auf einmal zu Markte kommen, werden die Häringe wohlfeil. Gleichfalls sind die Folgen der Concurrenz unvermeidlich, die durch Vielheit der Arbeiter entsteht. Vielkinderei und Arbeitslohn stehen in Connex, in Wechselwirkung; Gott hat sie zusammengefügt, und kein Mensch kann es

ändern, kann sie trennen. Wenn es anerkannt ist, daß der Betrag des Arbeitslohns bestimmt wird durch die Menge der Arbeiter, die sich drängen, um Arbeit zu erlangen, so ist der Schluß sehr leicht, der Rath mit Händen zu greifen: es müssen sich weniger Arbeiter anbieten. So wie die Arbeiter sich vermehren, ehe das Bedürfniß, mehr Hände zu beschäftigen, die Fähigkeit, mehr Arbeiter zu belohnen, da ist, muß der Lohn sinken, die Portion kleiner werden. Also mit Vorsicht geheirathet; also vor der Heirath einen Sparpfennig gesammelt! Keine Einrichtung ist daher heilsamer und dringender zu empfehlen, als die der friendly societies, das ist der Sparkassen in allen Formen. Jede Art von Arbeitern habe ihre Sparkasse, aus welcher der Kranke, der Alte unterstützt werden könne, aus welcher der sich Verheirathende ein Gesammeltes empfange, wenn er eine Familie stiften will. Aber daß eine Sparkasse möglich sei, sezt voraus, daß der Arbeitslohn hoch sei, daß ein Theil davon für die tägliche Existenz entbehrlich sei. Dann und nur dann befinden die Arbeiter sich wohl, dann können sie sparen, dann können sie ihr Nest bereiten für eine gedeihende Familie. Aber so wie sie mehr Kinder, mehr arbeitende Hände produciren, sinkt der Arbeitslohn, verderben sie sich selbst ihre und ihrer Kinder Existenz. Das ist der ewige Kreislauf, hoher Arbeitslohn reizt zur Verheirathung, dadurch mehr Kinder, dadurch Sinken des Lohnes und an den ersten Ring des Elends reihen sich viele andere Ringe als Kette. Das Elend sollte von neuen Heirathen abschrecken, thut's aber leider oft nicht, weil die Aermsten gar zu sehr abgestumpft sind. Auf fast allen andern Stufen der Gesellschaft giebt man eher der Drohung, welche die Concurrenz mit sich bringt, Gehör. Ist die Concurrenz der Bäcker in einer Stadt schon groß genug, so wird ein Bäckergesell sich hüten, das kleine Capital, was er hat, zu einem neuen

Etablissement zu riskiren und sich darauf zu verheirathen. Er muß warten und wartet, bis eine Vacanz eintritt. Dasselbe gilt von den Candidaten der Theologie, von denen die Officier oder Steuermann werden oder irgend welches lucrative Geschäft treiben möchten. Sie müssen warten, bis eine Vacanz eingetreten, sie verheirathen sich nicht früher, als sie eine Brodstelle erlangt haben; oder darben und gehn unter mit Weib und Kind, wie sie vorher wissen konnten und mußten. Eben dasselbe gilt von den Schwerarbeitenden. Wie in aller Welt kann man es mit der Wahrheit, mit dem eigenen Gewissen in Uebereinstimmung bringen, wenn man für die Arbeit eines kunstlosen Tagelöhners so viel Lohn prätendirt oder gar diese Leute lehrt, daß sie so viel Lohn prätendiren sollen, als hinreicht, Frau und vier Kinder zu ernähren? Das heißt die unbedachtsamen, halb unmündigen Arbeiter verführen zum frühen Heirathen, zum Unglück und was das Schlimmste ist, zur Unzufriedenheit, zum Neide, zum Haß gegen die Besizenden, welche nach der irrigen Meinung der hungrigen Arbeiter ihnen höheren Tagelohn geben könnten und sollten. Wo wenig Concurrenz ist, da hat der Arbeiter es gut, wo aber zu viel Concurrenz ist, da hat er es schlecht und das kann kein Heinrich IV., kein Trajan abändern. Hier zu Lande ist es, Gottlob, so, daß der Knecht, der Großknecht und der Kleinknecht, gewöhnlich mit dem Bauern an einem Tische ißt, daß Alle an demselben Essen Theil nehmen, welches gewiß mehr als dreimal reicher ist an animalischer Kost, als bei den Arbeitern in Hessen und Thüringen und fast ganz Preußen vorkommt. Hier zu Lande giebt es, Gott sei Dank, viele Dörfer, die gar keine Armen haben und die meisten haben auch nur noch sehr Wenige, die Anspruch machen auf gesezliche Unterstüzung. Das rührt davon her, daß die Concurrenz der Arbeiter geringer ist und dies wird

veranlaßt durch die Geschlossenheit der bäuerlichen Besizungen, der Hufen. Der Bauer in diesem nördlichen Lande hat einen beträchtlichen, nicht zu zerstückelnden Besiz, der ihn und seine Familie und sein Gesinde gut nährt, er hat vier Pferde; statt daß die Landleute in den fruchtbarsten Ländern, wo das Land aber in kleine Streifen zerschnitten ist, froh sind über den Besiz eines Esels. A kingdom for a horse, sprach der König in Gefahr; so hat jedes Ding seinen Preis durch die Seltenheit und Dringlichkeit des Gebrauchs. In Nordamerika ist oft und bis jezt meistens der Tagelohn so hoch, daß ein guter Arbeiter nach ein paar Jahren so viel erübrigt, daß er westlich einige Acres frisches Land kaufen kann, und in guten Mannesjahren Eigenthümer wird. Dagegen die Arbeiter in Lyon, in Lancashire froh sein müssen, wenn sie in der Sparcasse ein paar Thaler liegen haben für schlimme Nothfälle. Der Unterschied liegt allein in dem Mangel der Hände jenseits des Oceans, in dem Ueberfluß der Hände diesseits und keine Macht, auch nicht die Macht Napoleons, so wenig wie die Macht des Convents, war vermögend, darin eine Aenderung hervorzubringen. Aber gesezt, eine verheerende Krankheit rafft die Hälfte der Arbeiter in Lyon hinweg und es sind große Fêten in London, in Petersburg, oder die Damen in Newyork wollen die große Fête wiederholen, die der Russische Gesandte gegeben hat, und es laufen dringende Bestellungen ein in Lyon auf brillante Stoffe, so muß, so wird der Fabrikant gern den Arbeitslohn verdoppeln, damit er die Bestellungen zu rechter Zeit ausrichte, damit die glänzenden Stoffe baldmöglichst in der großen Perspective an der Newa, in Regentstreet und Broadway zur Bewunderung und zum Neide der Beschauerinnen ausgestellt werden. — Die Concurrenz wird bestimmt großentheils durch Vielkinderei, die Vielkinderei ist Sache der Proletarier, also diese

selbst haben großentheils in ihren Händen die Bestimmung des Arbeitslohns, somit die Bestimmung des eigenen Schicksals. Wer der Schmidt seines Unglücks ist, der thut Unrecht, wenn er Andere als Urheber anklagt, der verfällt in die Gefahr, irrthümlich seine eigenen Fehler immer zu wiederholen, wie die Proletarier thun, die da klagen, daß sie nicht Brod genug verdienen können für ihre lieben Kinder, aber ohne Vorsicht, ohne Vaterliebe fortfahren, die Zahl der Kinder, der Arbeiter zu vermehren. Die Niedrigkeit des Tagelohns ist Warnung genug für die Eltern, aber sie wollen nicht hören; es sind schon einige ihrer Kinder im Elend gestorben, aber es werden doch noch mehr geboren und diese Kinder des blinden Leichtsinns werden büßen müssen, büßen für die Eltern. So ist die Weltordnung und kein Communist, kein Utopist wird sie ändern.

Die Proletarier, die Nachgebornen können im Ernst nur sich selbst helfen; alle Hülfe, die ihnen von oben, von den Besitzenden kommen soll, ist mehr oder weniger scheinbar, kann nur in Ausnahmen bestehen; der Eine oder der Andere der Armen kann beschenkt werden, aber im Ganzen helfen die Almosen zur Abhülfe der Noth wenig oder nichts. Der Nachgeborne tritt über die Schwelle, möchte in die Welt treten, aber überall, wo er seinen Fuß hinsezt, ist schon Eigenthum, Andere sind ihm zuvorgekommen; das bestehende, schon früher erworbene Eigenthum ist die Grenze für den Eigenthum Begehrenden. Und diese Grenze ist bewacht von den drohenden Strafgesezen gegen Verlezung des Eigenthums. Will der nachgeborne Arbeits- oder auch Eigenthumslustige die Grenze fremden Eigenthums nicht respectiren, so ist er ein Destructiver, ein Feind der bestehenden Gesellschaft, ein Strafbarer, von Rechtswegen. Aber das bestehende Eigenthum ist nicht die einzige Grenze

der Arbeit für den Eigenthumsuchenden, sondern es giebt auf der andern Seite auch eine Grenze der Arbeit, welche nicht minder anzuerkennen ist, deren Uebertretung nicht minder bestraft wird als die Verlezung des Eigenthums, wenn gleich auf andere Weise. Wenn der Arbeitslohn durch zahlreiche Concurrenz so gesunken ist, daß eine Arbeiterfamilie nicht mehr davon erhalten werden kann, wenn der Arbeitslohn ferner noch sinkt, so daß der alleinstehende Arbeiter knapp das Leben dabei erhalten kann, alles Folge der Concurrenz, so ist dieser Zustand die deutlichste Anzeige, daß hier wiederum eine Grenze der Arbeit stattfindet, über welche hinaus die Arbeitsuchenden nicht dringen können, über welche die Besizenden, die Regierenden den armen, darbenden Arbeitern hinaus zu helfen nicht im Stande sind. Wir haben oben das Beispiel der armen Schlesischen Weber angeführt; es ist sprechend und belehrend genug für Diejenigen, welche die Sprache der Thatsachen verstehen wollen, welche nicht mit kecker Stirn gegen die Wahrheit geradezu angehen wollen — um sich den Kopf zu zerschmettern.

Viel verwickelter als der Fall mit den Schlesischen Webern ist die Frage wegen der Kornbill, über deren Aufhebung jezt England in Bewegung ist. Es scheint, daß kein menschlicher Verstand hinreicht, um die Wirkungen, welche die Aufhebung der Kornbill haben würde, mit einigem Grade von Sicherheit vorauszusehen. Die Sache ist zu complicirt, das ganze staatliche, financielle und sociale Gebäude der Englischen Nation ist so groß, so künstlich, daß es mehr und mehr über Menschenkräfte geht, dort an der Spize der Geschäfte zu stehen. Hundert Redensarten, die man gewöhnlich hört, sind zuverlässig falsch. Das Korn ist mittelst der Kornbill theurer als in Polen, in Ungarn, in den meisten

Theilen von Deutschland. Zugegeben. Aber folgt daraus, daß die Englischen Arbeiter theures Brod essen? Mit nichten. Es kommt an auf den wirklichen Werth des Arbeitslohns, den sie gewinnen. Wenn der Engländer das Korn zweimal theurer bezahlen muß als wir, wenn aber der Arbeiter dreimal so viel Arbeitslohn verdient, als hier zu Lande verdient wird, so ist klar, daß er sich bei solchem Kornpreise sehr wohl befinden kann. Die hohen Preise in England sind aber nicht blos Folge des angehäuften Metalls sondern auch und großentheils des angehäuften künstlichen Numerairs, der Staatsobligationen, die von Mann zu Mann gehen, und der unzähligen Papiere, die Geldeswerth haben. Wenn man die Grundbesitzer beschuldigt, daß sie aus Habsucht den Preis des Korns hochhalten wollen, damit sie desto mehr Geld haben, um in London zu schwelgen, so ist die einfache Antwort diese: alle Geschäftszweige in ganz England genießen Schuzzölle in dem Grade, daß der Zoll einem Verbot der Einfuhr gleichzustellen ist, grade wie es mit dem Zoll auf Korn der Fall ist. Warum soll der Grundbesitzer, der Producent des Korns ganz allein übler daran sein? Erfordert die Gerechtigkeit nicht, daß auf ihn und für ihn das gleiche Princip angewandt werde? Der Grundbesitzer muß Steuern bezahlen von Allem und Jedem, was zur Erzielung des Korns dient, von den Ackerpferden, dem Ackerwagen, von dem Leder, dem Hut, dem Bier, der Seife, die seine Arbeiter gebrauchen und hundert anderen Dingen. Also sagt er: ich kann das Korn nicht so wohlfeil produciren, wie der Grundbesitzer auf dem Continent, der nicht halb so viel indirecte Steuern zahlt, warum soll denn der Producent des Korns auf dem Continent vor dem einheimischen Producenten begünstigt werden, da doch der fremde Fabrikant in jedem Zweige dem einheimischen nachstehen muß?

Doch in diese verwickelte Frage weiter einzugehen, müssen wir uns bescheiden. Es sollte nur die Bemerkung geltend gemacht werden, daß der Preis des Korns in England, als einzelnes Moment, durchaus nicht ein entscheidendes Moment ist für den Zustand der Arbeiter, daß es vielmehr auf den Lohn ankommt, den diese verdienen. Und der Betrag des Lohns hängt ab in diesem Fall wie in jedem andern, in und außer England, hauptsächlich von den Arbeitern selbst; es kommt darauf an, wie groß oder klein die Concurrenz der Arbeiter ist.

12.

Wiefern die Geistlichen helfen könnten.

Das Christenthum. In einem kleinen Katechismus auf's neue der Jugend vorgestellt und gepriesen. Zweite Auflage. Kiel in der akademischen Buchhandlung. 1811. Die Vorrede der ersten Auflage ist gezeichnet: Lunden, Norderdithmarschen 1809. Harms.

S. 22. ‚Wie heißt das achte Gebot?' ‚Nähre Dich selbst und laß Dich nicht nähren.'

Wenn dies Gebot der Jugend, den Jünglingen und den Männern vorgepredigt würde, mit der Kraft dessen, der es ausgesprochen, das müßte wohl etwas helfen.

Und von der andern Seite kann das Wort des Geistlichen eindringen da, wo sein eigentliches Gebiet ist, durch Einschärfung der heiligen Pflicht, die Vater und Mutter für ihre hülfsbedürftigen Kinder haben, also durch Ermahnung und Verwarnung derer, die im Begriff sind, sich ehelich zu verbinden, und haben nichts gesammelt, um die Kinder, die ihrer warten, zu sättigen. Welches Herz hat der Mann im Leibe, der da sieht, was kommen muß, was ganz nahe ist, das Elend seiner Kinder, das Elend ihrer Mutter, und dennoch sorglos in den Ehestand tritt und verspricht, was er wahrscheinlich nicht halten kann? Beide zusammen, die in die Ehe treten wollen, besizen nichts, haben keine Wohnung, nicht einmal ein Bette, keinen Sparpfennig für den Fall der Krankheit, für das Wochenbette der Frau. Der Mann

arbeitet an der Chaussee, klopft Steine, oder ist überzähliger Arbeiter in einem Geschäft, welches den einen Theil des Jahrs viel mehr Hände bedarf als den andern. Zur Winterszeit wird er abgelohnt. Dennoch verheirathet er sich, sorgloser als der Vogel, der sein Nest vorher gebaut hat und zuversichtlicher als hundert und hundert Personen, die kunstreiche Fertigkeit oder geistige Bildung besizen und Zeugnisse über gutbestandene Prüfungen und Empfehlungen von Gönnern haben. Aber diese müssen warten und warten, bis eine Brodstelle offen kommt. Der Schwerarbeitende hingegen, der nichts hat als seine Glieder, der jeden Tag durch Erhizung oder Erkältung erkranken, durch einen Zufall seine Glieder beschädigen kann und dann buchstäblich nichts hat, der heirathet darauf los und wunderbar genug, findet Geistliche, die das Paar ohne Bett und ohne Vorsicht copuliren, für das ganze Leben. Das soll legitime Ehe sein, wo der Mann verspricht, Pflichten zu übernehmen, welche zu erfüllen er höchst wahrscheinlich nicht im Stande ist? Nun freilich, einigen fleißigen Arbeitern gelingt's, sie arbeiten sich empor, genießen die Früchte des Wohlstandes, die sie selbst schufen und hinterlassen die Ihrigen gut gebettet. Gottlob, daß es solche Fälle giebt, aber es sind Ausnahmen, die nicht mehr beweisen, als die Fälle, daß der Soldat, der in der Linie anfing, Oberst, General, Marschall wurde. Darauf kann sich doch kein Soldat verlassen, auf diese Hoffnung darf er nicht heirathen. — Unbegreiflich ist es mir immer gewesen, daß so viele unvorsichtige, man kann sagen, unsinnige Heirathen von den Geistlichen befördert werden, daß sie nicht Schwierigkeiten entgegenstellen dem Beginn von Elend und wahrscheinlich von Lastern und Verbrechen. Allerdings ist es die Pflicht und die erste Pflicht des Geistlichen, Vertrauen zu der väterlichen Leitung des Allmächtigen zu predigen, aber kindlich blindes

Vertrauen soll doch nur Statt finden, in Bezug auf das Jenseits des Grabes; für das Leben Diesseits ist uns Vernunft gegeben und die soll gebraucht werden vornämlich, wo es auf das Wohl und Wehe einer Familie oder mehr als einer Generation ankommt. Oeftere Verwarnung, von der Kanzel her, gegen das voreilige Heirathen, als Quelle unzähliger Uebel, scheint mir eben so passend, wie die Verwarnung gegen falschen Eid, denn wer ohne gesammelten Vorrath die Pflichten des Ehemanns und Vaters zu erfüllen verspricht, der ist wahrlich nicht sehr weit davon entfernt, sein heiligstes Gelübde zu brechen. So gut wie die Regierung sich berechtigt hält, den Geistlichen anzubefehlen, einmal im Jahre eine Predigt zu halten, ausdrücklich gegen den Meineid, ebensowohl dünkt mich, wäre die Regierung berechtigt, ja vielleicht verpflichtet, die Geistlichen einzuladen, daß sie alljährlich einen Vortrag in der Kirche halten, ausdrücklich gerichtet gegen das zu frühe, leichtsinnige Heirathen, zur Abmahnung aller Heirathslustigen, welche versprechen möchten, was sie zu halten bald nicht im Stande sein werden. Ist doch eine gesezliche, mehr oder minder willkührliche Grenze bestimmt zwischen Mündigkeit und Unmündigkeit, so darf man annehmen, daß es auch in der rechtlichen Macht der Legislation liege, einige andere Bedingungen zu bestimmen, ohne deren Erfüllung kein Brautpaar vom Geistlichen copulirt werden dürfe. Man sagt, das sei der schreiendste Eingriff in das heilige Recht der Natur. Aber die Stiftung einer Familie ist nicht nur Sache von Mann und Weib, sondern zugleich eine Handlung, die Bezug hat auf die ganze Commüne. Es wird verlangt, es ist gesezlich, wenigstens in manchen Ländern, in neuern Zeiten, daß die Früchte jeder Ehe, auch der unvorsichtigsten, wenn Noth eintritt, auf Kosten der Commüne verpflegt werden sollen. Hat denn nicht die

Commune ein Recht, zuzusehen und Bedingungen für sich zu machen, bei jeder Eingehung einer neuen Ehe? Das scheint vollkommen begründet oder man muß zugeben, daß Personen, die noch nicht existiren, ein unbegrenztes Recht haben auf das Eigenthum der ganzen Commune. Hier zu Lande können die Aermsten heirathen nach Herzenslust oder vielmehr nach Fleischeslust; man bedarf keine neue Arbeiter, man hat keine lohnende Beschäftigung, keine Wohnung für sie; aber die Neuverheiratheten klagen und es kommt ein unbedingtes Mandat: man solle den Leuten Wohnung geben; der Eigenthümer des Grund und Bodens soll den Leuten, die er nicht beschäftigen kann, Wohnung geben. Das ist eben so zweckmäßig, als wenn der Befehl an den Schäfer erginge, er solle mehr Schafe halten, als er Weide hat; an den Müller: er solle mehr Gänge bauen, ehe mehr Wasser da ist. Wahrlich, der Schäfer, der Müller ist klug genug, sein Geschäft zu vermehren so viel er kann, aber er ist nicht thöricht genug, am verkehrten Ende anzufangen, sondern er sagt: erst mehr Weide, erst mehr Wasser. Ebenso ist der Gutsbesizer dabei interessirt, so viel Arbeiter, die ihm vortheilhafte Arbeit machen, auf dem Gute zu haben, wie möglich, aber das Unmögliche zu leisten, dazu ist er nicht verbunden; wenn er Allen, die sich verheirathen können und wollen und ihre Kinder nicht ernähren können, Brod schaffen soll, so kann es in nicht langer Zeit dahin kommen, daß das Gut ein großes Armenhaus wird, und der Besizer den Stab nehmen muß, um den überbebürdeten Boden zu verlassen, damit er die ungestümen und ungerechten Forderungen der Armen, der Destructiven, nicht mehr höre. Wenn der Fabrikant nicht mehr die Arbeit seiner Arbeiter mit Vortheil absezen kann, so vermindert er die Zahl seiner Arbeiter, er entläßt sie, und Niemand kann sagen, daß er ihnen Unrecht thut. Der Gutsbesizer ist auch eine Art

Fabrikant, er producirt die nothwendigsten Lebensbedürfnisse; warum will man gegen ihn weniger gerecht sein, als gegen den Fabrikanten, warum ihn beschweren mit Abgaben, zu Gunsten der Besizlosen? Alle diese Fragen sollten sich den juristischen, aber besonders den geistlichen Beamten aufdrängen. In einem benachbarten Lande ist es Gesez, daß der Geistliche ein Tagelöhnerpaar nicht eher copuliren darf, als bis ein Schein beigebracht wird, daß für Wohnung gesorgt ist, und kein Grundherr hat die Pflicht, wider Willen Wohnung einzuräumen. Anderswo darf kein Paar eingesegnet werden, wenn der junge Mann nicht zuvor sich die Bewaffnung des Landwehrmannes angeschafft hat. So ist die Gesezgebung über diesen wichtigsten Punkt verschieden, wie fast allenthalben die deutsche Gesezgebung buntscheckig ist. Aber so laßt doch Resultate der Erfahrung über diese verschiedenen Methoden gesammelt werden. Freilich, wenn ein protestantischer Geistlicher selbst ein halb Duzend oder ganzes Duzend Kinder hat, so eignet er sich nicht wohl dazu, gegen Vielkinderei zu predigen, und die Pflicht des Ehemannes als Vaters, des Vaters als Versorgers der Familie einzuschärfen. Es giebt Incommoda des Cölibats, aber auch der Predigerehe; besondere Nachtheile sind bei jeder besondern menschlichen Einrichtung.

In neuerer Zeit haben viele Prediger in Deutschland geeifert gegen die Unmäßigkeit im Branntweintrinken, und gegen den Branntwein, den Wein der Armen, überhaupt, als sei dieser fast die einzige Quelle des Elends der untern Classen, da doch gar oft das häusliche Unglück die Ursach ist, weswegen der Mann, und nicht immer der schlechteste, in die Schenke geht, um das unerträgliche Elend der Seinigen zu vergessen. Aber wenn die Geistlichen alle ihre Ermahnungskraft gegen den Branntwein verbrauchen, so verfahren sie sehr

einseitig. Die Unmäßigkeit in geistigen Getränken ist wahrlich nicht die einzige, sondern Unmäßigkeit findet Statt in jeder Richtung der Begierden, und die Unmäßigkeit, welche zum voreiligen Heirathen verführt, bringt das meiste Verderben hervor, denn sie wird gebüßt von den schuldlosen Kindern. Aber das Feuer brennt und der Fluß läuft vom Berge herab und so lang das geschieht, ist es auch wahrscheinlich, daß Unvorsichtigkeit des Vaters den Kindern Leiden bereitet. Arbeit und Vorsicht bauen das Land, bringen reiche Erndten und Wohlstand und Freude ins Haus, aber Unvorsichtigkeit, troz aller Arbeit, zeugt Elend. Der Reichste, wenn er unvorsichtig ist, wenn er mehr ausgiebt als er einnimmt, und bestände die Einnahme aus Hunderttausenden, wird zuverlässig arm, wird gestraft. Und der Arme verlangt ein Privilegium, unvorsichtig zu sein, soll wirklich, wie manche gutmüthige Seelen meinen, das Privilegium haben, sich Frau und Kinder anzuschaffen, sobald es ihm gefällt! Und die Besizenden sollten die ungemessene Pflicht haben, allen unvorsichtigen Eheleuten zu helfen, da doch sogar die ungemessenen Dienste der Frohnbauern abgeschafft und in gemessene verwandelt worden? Wenn der Arbeitslohn gering ist, nicht hinreicht zur sicheren Ernährung einer Familie, so ist das deutliche Anzeige: hier ist die Grenze der Arbeit, das ist, der lohnenden Arbeit, also der Vermehrung der Arbeiter. Diese Anzeige ist so deutlich wie die Warnungstafel am Rande des Felsens, wo ein Schritt weiter in den Abgrund führt. Die Locomotivführer, welche den Wagenzug durch ihre Unvorsichtigkeit in's Unglück stürzen, werden bestraft, so laßt doch Diejenigen, welche die Führer einer Familie werden wollen und nicht dazu im Stande sind, wenigstens gewarnt werden von der Stimme, der sie noch am ehesten Gehör geben, von der Stimme des Geistlichen. Wahrlich aus unglücklichen Ehen, aus unvorsichtig

geschlossenen Ehen entspringt hundertmal mehr Elend, als aus dem Genuß des Branntweins, und haben die Geistlichen es nicht unter ihrer Würde gehalten, ihren Einfluß zu gebrauchen, um die sogenannten Mäßigkeitsvereine zu fördern, so mögen sie auch an das Werk gehen, welches freilich schwieriger ist, aber auch viel folgenreicher, die Vorsicht zu predigen, ohne welche die Ehe nicht eine Quelle des Glücks, sondern des Unglücks und wahrscheinlich des Lasters wird, gemäß den Gesezen Gottes und der Natur.

Mögen die Geistlichen bald nicht verschmähen, diejenige gesellschaftliche Einrichtung durch ihren Rath, durch ihr Lob zu fördern, welche allerdings mit dem schmuzigen Gelde zu thun hat und insofern nicht zum Gebiet des Geistlichen zu gehören scheint, jedoch in Wahrheit mittelbar das sicherste Mittel ist, die nothwendigsten Tugenden der Aermeren zu begünstigen, die gemeinschaftlichen Sparkassen.

Wie ehemals, als es Leibeigenschaft gab, also Leibeigne und Herren, wie jezt in Ländern, wo noch Sclaverei gesezlich ist, Geistliche predigen können, ist mir unbegreiflich. Der Unrechtduldende kann christlich sein, aber es kann keinen Unrechtduldenden geben ohne einen Menschen, der Unrecht thut, und wenn Christenthum möglich ist für den Leibeignen und Sclaven, so ist es Widerspruch zu denken, daß ein ritterlicher Christ Herr von Sclaven sei, sie mögen weiß oder schwarz sein, daß irgend ein absoluter Herr christlich sei, denn das nothwendige Correlat des absoluten Herrn ist absoluter Sclav.

Der gute Chalmers hofft Alles von verbesserter christlicher Erziehung. Gern unterschreibe ich seine Worte, aber freilich weniger hoffend als er.

Chalmers. On political Economy in connexion with the moral state and moral prospect of society. Glasgow, 1832.

Conclusion. We cannot bid adieu to our argument, without making the strenuous avowal that all our wishes and all our partialities are on the side of the common people. We should rejoice in a larger secondary and a smaller disposable population; or which is tantamount to this, in *higher wages to the labourers* and lower rents to the landlords. But *this cannot be effected, save by the people themselves* — and that, not with violence on their part, or by any assertion, however successful of a political equality with the other orders of the state. There is no other way of achieving for them a better economical condition than by means of a more advantageous proportion between the food of the country and the number of its inhabitants; and no other way of securing this proportion, than by the growth of prudence and principle among themselves. It will be the aggregate effect of a higher taste, a higher intelligence and above all a wide-spread Christianity, throughout the mass of the population; and thus, the most efficient ministers of that gospel which opens to them the door of heaven will be also the most efficient ministers of their temporal comfort and prosperity upon earth. Next to the salvation of their souls one of our fondest aspirations in behalf of the general peasantry is, that they shall be admitted to a larger share of this worlds abundance than now falls to their lot. But we feel assured that there is no method by which this can wrested from the hands of the wealthier classes. It can only be won from them by the insensible growth of their own virtue. The triumph will be a glorious, but to be effectual and enduring it must be a pacific one; achieved not on the field of blood or amid the uproar of furious and discordant politics. It will be a sure but a silent victory, the fruit of a moral

warfare, whose weopons are not carnal but spiritual; and which shall at lenght come to a prosperous termination, not in strife and anarchy and commotion, but in showers of grace from on high upon the prayers and labours of the good. Each several clergyman, who labours piously and conscientiously in the home walk of his own parish, helps forward this great consummation, till, by means of a universal blessing, peace and plenty will become alike universal throughout the families of a regenerated world.

13.

Nothwendigkeit, unsere Hoffnungen zu mäßigen.

Warum ist in fast allen Ländern in und außer Europa, wo einigermaaßen Sicherheit des Eigenthums ist, wo die Gerichte Zutrauen genießen, der Zinsfuß sich beinahe gleich? Weil, sobald der Zins steigt, neues Capital zufließt, englisches und continentales. Verspricht irgendwo eine Eisenbahn, eine Bergwerksunternehmung, die Trockenlegung eines Sumpfs, die Einrichtung von Gasbeleuchtung reichliche Zinsen, so fehlt es nie an Capital, sondern dieses strömt zu, darauf kann man so sicher rechnen, wie auf die Fluth des Meers; aber sobald der Zinsfuß fällt, ziehn sich die Capitalien zurück. Ganz Aehnliches geschieht mit den Arbeitern. Wo hoher Arbeitslohn geboten wird, da eilen die Füße hin, um die Hände anzubieten. Der Zufluß der Capitalien, bei der Aussicht auf hohen Gewinn, bewirkt Ausgleichung, bewirkt, daß die reine Rente des Capitals fast überall gleich ist, wo nicht besondere Gefahr für das Capital droht. Gradeso verhält es sich mit den Arbeitern und am meisten mit denjenigen, die nicht eine besondere Kunstfertigkeit besizen, sondern die Schwerarbeitende sind. In Liverpool, in Glasgow war der Tagelohn gut, so daß der Arbeiter Weizenbrod und Käse und Bier davon zahlen konnte und sich gut dabei befand. Gleich sezten sich Tausende, Hunderttausende von armen Irländern, die zu Hause nichts als Kartoffeln mit oder ohne Salz haben, auf die Dampfböte, bieten sich an zu arbeiten, sind mit geringerem

Tagelohn zufrieden und verderben dadurch den englischen Arbeitern die bisher gut lebten, ihren Tagelohn, ihren Markt, ihr Leben. Aber das ist abscheulich, wird manche gutmüthige, weibliche Seele sagen. Das ist Concurrenz, das ist nicht sowohl die unvermeidliche Folge der Aufhebung der Leibeigenschaft, als vielmehr die Folge des allgemeinen Gesezes, dem Jeder, er mag stehn auf welcher Stufe der Gesellschaft er wolle, sich unterwerfen muß. Der Fabrikant von Manchester oder Birmingham hatte früher lucrative Geschäfte gemacht mit seinen Sendungen nach Rio, nach Sincapore, aber das nächste Jahr folgen seine Nachbaren zu Hause dem Beispiel und das Resultat ist, daß der Markt verdorben wird, daß die Schlußrechnung wenig Vortheil oder wohl gar Schaden ergiebt, daß die Expedition nicht wiederholt werden kann. Venedig und Augsburg, Lisboa und Amsterdam haben sich die Concurrenz gefallen lassen müssen, London muß die Concurrenz von Liverpool bestehn und Liverpool sieht neben sich die Rivalin mit zauberhafter Schnelligkeit entstehen. Der kleine oder große Grundbesizer war bisher gewohnt, sein Korn, sein Mastvieh nach dem und dem Markt zu schicken und erhielt gute Preise. Aber nun kommt Zufuhr von Weizen aus Odessa, es kommt Zufuhr von Amerikanischem Mehl und die Preise seiner Producte sinken und die Grundbesizer und Pächter klagen. Jedoch, wer die Vortheile der Concurrenz will, muß auch die Nachtheile tragen. Die Kartoffelerndte mißräth, oder die Cerealien mißlingen, wie gut ist es da, daß Zufuhr kommt und wenn es aus noch so entlegenen Häfen geschieht.

Aber das Unglück ist, daß die guten Arbeiter, wenn sie durch tugendhafte Enthaltsamkeit, durch späteres Heirathen, vermieden haben, eine unmäßige Menge von Händen zu Markt zu bringen und dadurch eine etwas bessere Existenz für sich geschaffen haben, mittelst höhern Arbeitslohns,

sogleich die Erfahrung machen müssen, welche sich immer wiederholt: höherer Arbeitslohn zieht die Arbeiter an aus weiten Kreisen. Und das kann jezt leichter gelingen, mittelst der Eisenbahnen. So wissen die Arbeiter, welche herzuströmen, wo neue Eisenbahnen gebaut werden sollen, selbst nicht was sie thun, sie helfen mit dazu, daß es künftig noch schwerer wird, als es bis jezt gewesen ist, sich herauszuarbeiten aus der Hefe der Schwerarbeitenden, etwas höheren Lohn zu erlangen, damit es möglich sei, davon zu sparen. Künftig wird es keine drei Tage dauern, daß der Meister in diesem oder jenem Geschäft mehr Arbeiter braucht, und sie werden auf den Eisenwegen heranfliegen, bei der leisesten Erhöhung des Arbeitslohns, kein Meister wird gezwungen sein, wie bisher, Wochenlang zu warten, bis Zufluß von Gesellen kommt, und vielleicht den wenigen Gegenwärtigen, für die viel Arbeit vorliegt, hohen Lohn und dazu noch viel gute Worte zu geben. Jeder Fortschritt in der Civilisation hat seine Vortheile und Nachtheile, denn die Fortschritte sind nur möglich durch Concurrenz und bei jeder Concurrenz sind Einige voran, Andere hinteran. Als Hamburg in Asche lag, schien das erste Bedürfniß: Ziegel zu brennen zum Neubau. Die Industrie warf sich weit und breit auf die Fabrikation von Ziegeln mit ungekanntem Eifer. Und die Folge ist, daß die Ziegel nach dem Brande, bei dem größten Bedürfniß zu großen Neubauten wohlfeiler sind, als sie vor dem Brande waren und ohne den Brand gewesen sein würden. Dies Beispiel erläutert vortrefflich, wenn es noch der Erläuterung bedarf, das Verhältniß, worin hohe oder niedrige Arbeitspreise stehn zu den mehr oder minder zahlreichen Händen, die sich zur Arbeit auf dem Markte anbieten.

Die Fortschritte der Civilisation kommen nicht in gleichem Maaße allen Menschen zu Gute, sondern den verschiedenen

Klassen der bürgerlichen Gesellschaft in verschiedenem Grade. Wer da hat, dem wird gegeben; das ist ein mit dem Gange der Civilisation, mit der Entwickelung des Menschengeschlechts unzertrennlich verbundenes Gesez; und nicht blos das, es ist auch Gesez der ursprünglichen Natur. Der Frau, die Gesundheit hat und Schönheit hat und Liebenswürdigkeit hat, wird Liebe gegeben; werden Kinder gegeben; das Mädchen, welches eine ganze Jugend lang tugendhaft war und nun mit der Jugend auch die Gesundheit verlor, entbehrt Alles, was ihr Herz wünscht. Die Erde ist unvollkommen, ist ein Fragment, und das irdische Leben ist ein Blatt am Baum. Aber so lang der Mensch lebt, soll er leben, das ist, arbeiten, und die Arbeit schafft Kapital, und das verarbeitete, gehäufte Kapital, giebt in der bürgerlichen Gesellschaft nothwendig dem Besizer Vorzüge, Vorsprung vor dem Arbeiter, welcher mit nichts anfängt. Jeder, der sein Geschäft mit dem gehörigen Betriebskapital anfängt, hat die Concurrenz dessen nicht zu fürchten, und wenn er auch der bessere Arbeiter wäre, der ohne alles Kapital anfangen wollte. Somit wird es immer schwerer für den Aermsten, den Sohn des Armen, sich emporzuarbeiten, etwas zu erübrigen für die Sparkasse, und er kann alt werden, ehe es ihm gelungen, den kleinsten Schaz zu sammeln. Was Wunder denn, wenn Hoffnung und Hand erlahmt, wenn die Arbeiter sich denken, wir sind doch zur endlosen Quälerei bestimmt; was sollen wir sparen, was können wir sparen? So wie der Arbeislohn ein bischen steigt, kommen gleich fremde Vögel angeflogen und nehmen uns unser Futter weg. Mit der Hoffnung geht auch die Vorsicht weg, man stürzt sich gedankenlos in die Ehe und zeugt wieder Kinder des Elends.

Somit ist die Behauptung derjenigen nicht ganz zu verwerfen, obgleich ich sie ungern unterschreiben möchte, daß die

einzige Triebfeder, welche die Menschen zu den nothwendigsten Geschäften treiben kann und treibt, die Noth ist, oder die Furcht vor naher Noth. Es ist wahr, die Erndte gelingt nicht ohne Ackerbau und dieser kann nicht ohne Dünger getrieben werden, aber wer will den ganzen Tag im Dünger arbeiten oder den ganzen Tag Holz hacken, oder mit den Kohlen im finstern Kohlenschacht oder unter dem Dampfkessel zu thun haben, wenn ihn nicht die Noth dazu treibt?

Lieber wollen wir den Blick verweilen lassen bei der Thatsache, daß in verschiedenen Ländern das Verhältniß der Gentlemen zu den Schwerarbeitenden ein ganz verschiedenes ist. In den Ländern, wo Sclaverei ist, da können hundert und hundert unwillige Hände arbeiten und beschaffen kaum so viel, daß Eine Bojaren-Familie frei von Sorgen für den täglichen Bedarf leben und die geistigen Kräfte entwickeln kann. Auf Einen Athener, auf Einen Römischen Bürger kamen viele Sclaven. Sehn wir dagegen auf England. Nie, solang die Welt steht, ist ein Land so civilisirt, so blühend gewesen, das ist, niemals ist irgendwo die Proportion der Schwerarbeitenden zu den Bürgern, welche ohne schwere Arbeit ihre Tage den Künsten und Wissenschaften, der Ausbildung ihrer geistigen Kräfte, dem Verkehr mit der eignen Familie und mit andern Gebildeten widmen können, so gering gewesen. Das gelingt vornämlich mit Hülfe der Maschinen, durch Benutzung der elementarischen Kräfte. Dadurch werden Menschenkräfte erspart. So gewiß der Erste, welcher das Pferd vor den Pflug spannte, ein Wohlthäter der Menschen war, eben so gewiß hat J. Watt das größte Verdienst um das Menschengeschlecht. Die Summe der Lebensgüter wird bei derselben Zahl Arbeiter durch die Hülfe des Dampfs so vermehrt, daß viel mehr Procente der Einwohner feiern und einen großen Antheil des Erarbeiteten bekommen können als

früher möglich gewesen wäre. Daher soviel zahlreichere Gentlemen in England, die das os sublime tragen, so daß der Kaiser Alexander fragte: mais où est donc le peuple! Freilich sind arbeitende, schwerarbeitende Menschen in England, in jeder Nebengasse Londons, wie in den Manufacturdistricten, freilich ist es ewiges Gesetz, daß das Kind mit Schmerzen zur Welt geboren werden soll. Und ebenso ist Gesetz, so viel wir einsehen können, unabänderliches Gesetz, daß Schwerarbeitende sein müssen, damit intellectuelle Bildung, geistiges Leben, Aufblicken zu den Sternen, möglich sei für diejenigen, welche nicht gezwungen sind, den Nacken gebeugt zu halten und die Glieder in steter Anstrengung, um die tägliche Nahrung zu finden. Freilich aber liegt es einzig und allein in der Macht der Schwerarbeitenden selbst, indem sie mehr oder weniger Hände zu Markt bringen, den niedrigen Tagelohn etwas zu erhöhen oder ganz unzulänglich zu machen. Den Chimären der Communisten, der Fourieristen, der Owenisten, kann kein ehrlicher, practischer Mann sich hingeben, solche Chimären verbreiten, ist sündhaft, denn es muß dadurch die Unzufriedenheit der Schwerarbeitenden vermehrt werden, es wird wahrscheinlich dadurch Neid und Haß gegen die Wohlhabenden entzündet. Die Wahrheit ist, daß in keinem Pfade, auf keiner Stufe des Lebens die Menschen sich den guten oder üblen Folgen der Concurrenz entziehen können, die Jägerhorden Nordamerikas machen Krieg wegen ihrer Jagdgebiete, die Araber der Wüste, die alten Deutschen schlugen sich einander todt wegen des Besitzes einer Salzquelle.

Nachschrift. Sonntagnachmittag. Mit Erlaubniß des früher citirten Advocaten für die Tagelöhner auf dem Lande, auf den großen Gütern, sei es gesagt: auch in der Stadt wird Sonntags gearbeitet. Ich war geraume Zeit nach Mittag als Arzt in der Wohnung eines Arbeiters, dessen

Frau an Blutspeien leidet. Der Mann versteht seine Kunst vortrefflich, ist deswegen hergerufen und gekommen, weil der nominell höhere Werklohn ihn lockte; er brachte Frau und drei Kinder mit, das vierte ist hier geboren. Die Frau ist durch lange Krankheit verhindert, zu arbeiten, die Preise der Lebensmittel sind gestiegen, also die Brodschnitte kleiner geworden. Der Vater muß statt der Mutter, die sich nicht rühren kann, das Essen bereiten. Die drei ältesten Kinder warteten schon lange auf den Vater mit aufgehobenen hölzernen Löffeln, die oft angebissen waren, aber es sind stille, ergebene Kinder; der Vater arbeitet auch den Sonntag Morgen und dehnt diesen lange aus, um für die Hungrigen Brod zu verdienen. Fast jedesmal traf ich die kleine Stube der Kranken voll Rauch; doch soll der Arzt dem Blutspeien abhelfen, wie der Vater den Hungrigen helfen soll. Das Werklohn reicht nicht aus, um eine Familie von sechs Köpfen zu ernähren, also sind die Kinder zu früh gekommen, die Ehe ist zu früh geschlossen. Einer einzelnen Familie und einer zweiten, einer dritten kann geholfen werden und wird geholfen, aber wenn alle Arbeiter sich zu früh verheirathen, was dann? Es geschieht und muß dasselbe geschehn als geschehn würde, wenn alle jungen Aerzte, jungen Matrosen, Musiker und Schauspieler, Candidaten der Theologie und Lieutenants sogleich sich verheirathen wollten und würden. Wenn daraus Elend entspringt, so sieht Jedweder ein, daß der betrübte Vater selbst der Schmidt des Unglücks ist. Also die Thesis des obencitirten Advocaten für die Tagelöhner auf dem Lande, daß der Tagelohn der Schwerarbeitenden hinreichen solle um eine Frau und vier Kinder zu ernähren, ist gradezu absurd, denn sie verlangt das Unmögliche, sie ist verderblich, denn sie vermehrt die Unzufriedenheit der Arbeiter mit dem geringen Lohn und wenn jene Schriftstellerei Wirkungen hat, wie sie

allerdings haben kann, da hier zu Lande alle Arbeiter schreiben und lesen können, so ist ihre Tendenz die Quelle des Uebels zu vermehren, das frühe Heirathen, denn gar zu leicht wird der Arbeiter der Lehre glauben, daß er das Recht habe, hinlänglich Tagelohn zu fordern, um Frau und vier Kinder zu ernähren, der falschen Lehre, die zur Mutter die Lüge hat, zur Nachkommenschaft tausend und aber tausend hungrige Arbeiterfamilien. Wo Polygamie vorherrscht, in den orientalischen Ländern, da ist kein Familienglück möglich, also keine wahre Civilisation, das scheint Weltgesetz; wo Polyteknie vorherrscht in den ärmern Schichten des Volks, wie z. B. in Irland, da ist das Unglück der Familien ebenso unabweislich, da hilft die Arbeit des Vaters zu nichts, die Kinder müssen darben, das scheint Weltgesetz zu sein, und wer dagegen angehn will, ist rebellisch gegen Gott, der dem Kinde die Kraft zu arbeiten nur allmählig giebt, aber die väterliche Pflicht so deutlich ausgesprochen hat, daß auch das gewöhnlichste Maaß der Vorsicht sie erkennen kann.

14.

Proletarier des Adels.

Malthus hat sich darauf beschränkt, die Volksvermehrung zu betrachten in verschiedenen Ländern und Zeiten, im Conflict mit der Summe, oft mit dem Mangel der unentbehrlichen Lebensmittel. Wir haben versucht, an die Stelle der Volksvermehrung den Begriff der Vielkinderei zu setzen, nach beliebter Deutscher Art zu sprechen, richtiger aber, die näher liegende und leichter übersehbare Thatsache der Vielkinderei. Daraus leuchtet von selbst hervor, daß es interessant und wichtig für große geschichtliche Vorgänge sein kann, die Vielkinderei in ihren Wirkungen auch bei den obern Klassen der Gesellschaft, auch den fürstlichen und adlichen Geschlechtern zu betrachten. Man denke zurück an den Vertrag von Verdun, man betrachte das zerstückelte Thüringen. Hier zu Lande hatte Johann der Jüngere neunzehn Kinder. Solang es Recht und Sitte war, Land und Leute zu theilen unter die Söhne der Fürsten mußte die Landes- und Volksgeschichte eine ganz andere sein, als sie geworden, seitdem die Krone eine fideicommissarische Bedeutung erhalten hat und das Volk zum Bewußtsein der moralischen Einheit gelangt ist. Schleswig-Holstein hat die traurigsten, alle moralische Kraft niederdrückenden Erfahrungen gemacht durch Theilung, veranlaßt durch Vielkinderei des Fürstengeschlechts; dies Land erwacht erst jezt zu nationalem Bewußtsein.

So wie das Reich der Cäsaren gestürzt ist durch die Vielkinderei des germanischen Nordens, so ist die Französische Revolution großentheils veranlaßt durch Vielkinderei des Adels, durch die Prätensionen der Cadets de famille, durch die Partheilichkeit des Hofes für diese Prätensionen eines Fragments der Nation. Die welthistorische Bewegung der Völkerwanderung ist ganz einfach das Ergebniß der Vielkinderei des germanischen Nordens. Wir erleben die ähnliche Sache in den westlichen Staaten Nordamerika's. Mäßiger Ackerbau, viel Jagd, frühzeitige strenge Ehe, da erwächst eine zahlreiche Kinderschaar, jedes Jahr zieht die überschüssige Bevölkerung aus in die Wälder des Westens. Niemals war der europäische Norden stärker bevölkert als jezt, denn der Ackerbau ist jezt besser als je, die Bevölkerung, zur Zeit der Wanderungen gegen Süden, war nicht absolut groß, sondern nur relativ gegen die geringe Erndte. Die Familie lieferte ein Duzend Kinder, wie wir es in Nordamerika sehen; die Deutschen hatten mehr Treue für ihr Weib und für ihren Fürsten, als bei andern Völkern vorkommt. Die überflüssige Bevölkerung, welche im demokratischen Amerika einzeln auszieht als Hinterwäldler (backwoodmen) schaarte sich um die Fürsten, wie es bei Kriegszügen nothwendig ist, und der Strom der Ueberbevölkerung ergoß sich vom Norden aus über die Alpen und die Pyrenäen.

Zurückkehrend zur Französischen Revolution, so ist es nothwendig, um die Ursachen und die Excesse derselben zu begreifen, sich zu vergegenwärtigen, wie die Proletarier des Adels in Versailles aufgenommen wurden, wie sie eine Barriere bildeten zwischen König und Volk, wie dadurch der König zum Könige der Minorität ward, und der Majorität seines Volkes als ungerecht, als feindlich erscheinen mußte. Sehr natürlich, daß ein König nicht der König der Jacquerie,

der Häuerlinge, der Eigenthumslosen sein will, er ist und muß vor allen Dingen sein der Fürst der Besitzenden, der Grundbesitzer. Die Krone soll conservativ sein, also ist es der Natur der Dinge gemäß, daß, wer nach Versailles kam und sagte, ich bin der Besitzer des Marquisats, willkommen war. Aber der Marquis verlangte nicht bloß Aemter und Würden für sich und seinen ältesten Sohn, weil das den majoribus terrae, den Stützen des Throns zukomme, sondern auch für den zweiten und dritten Sohn, welche als Nicht-Erben nicht majores terrae waren. Das scheint Widerspruch zu sein, das stieß gegen die Gerechtigkeit, gegen die Möglichkeit an und ward die Hauptursache zur Revolution 89, 1815 und 1830. Die Cadets de famille wollten standesmäßig leben, aber die Bretagne allein hatte mehr Adel, als heute das ganze reiche England aufzuweisen hat. Was war die Folge? Die Könige von Frankreich vergaben Aemter und Millionen an die Cadets de famille, bis der König der verschuldetste Mann in Frankreich war. Die Seigneurs wollten keine Steuern zahlen; woher sollten die Millionen kommen? von den arbeitenden Bourgeois. Nun ist freilich nichts natürlicher, als daß der erbliche Fürst es vorzieht, sich mit historischen Namen zu umgeben, und die Söhne und Neffen derer, die ihm persönlich bekannt sind, zu begünstigen. So macht es auch der Premierminister in England und der Bürgermeister in Hamburg. Aber ein himmelweiter Unterschied ist es, ob die Cadets vorgezogen werden, aus Gunst oder aus Recht. Die Noblesse d'epée in Frankreich behauptete: unsere Söhne haben ein ausschließliches Recht auf alle Aemter, die uns gefallen, denn wir sind die Nachkommen der Eroberer, und Ihr, die 47/48 der Einwohner, seid Nachkommen der Eroberten. Es kam dahin, daß Marschall Segur die Ordonnanz bewirkte, nur Adliche könnten eine Officierstelle erlangen; Carnot ward

abgewiesen, weil er nicht aus dem Holze sei, woraus man Obersten mache. Da ergrimmte das Volk und appellirte an den Tag vor der Eroberung, denn es war geradezu eine Unmöglichkeit geworden, das Heer der Cadets de famille mit Aemtern, mit Ehren und Pfründen zu versorgen, welches durch Vielkinderei der Marquis erwachsen war. Eine Cadettenschule nach der andern ward angelegt, tausend und tausend Aemter wurden geschaffen für die unversorgten Söhne, aber immer mehrere kamen und prätendirten, ein Recht zu haben, standesmäßig versorgt zu werden. Eine güterlose Familie aus Corsika, schickte, wegen ihres Titels, einen Cadet in die Artillerieschule und zum Dank für alle Opfer, welche die Bourbons den Cadets de famille gebracht hatten, bestieg Napoleon Bonaparte, ein Mitglied des Adels, welcher stets die Stüze des Throns der Bourbons gewesen, selbst diesen Thron! 1815 und 1830 war der Haß, welcher die ältere Linie der Bourbons zur Flucht zwang, abermals hauptsächlich angeregt durch die Prätensionen der Cadets de famille. Und es scheint, daß der erfahrene Ludwig Philipp sich auch noch nicht ganz losgemacht hat von dem alten Irrthum. Er erhebt, wohl nicht so oft, wie er möchte, diesen und jenen in den Adelstand, mit allen Descendenten, statt die Prärogative auf den ältesten Nachkommen zu beschränken. In Frankreich ist der Haß gegen den Adel fortdauernd, es ist deswegen unmöglich, eine feste Pairskammer zu errichten, und so lange diese nicht da ist, kann auch der Thron nicht für gesichert gehalten werden. Kein Fürst in der Welt ist so mächtig und reich, daß er alle Begehren der Cadets de famille und wiederum ihrer sich mehrenden Söhne erfüllen kann. Am liebsten wollen sie Krieg und Sieg. Excusez la petite portion. Aber es ist Friede. ‚Saget, was sollen wir jezt beginnen, da die Fürsten ruhen vom Streit?‘ Sie verlangen bloß Arbeit,

standesmäßige Arbeit, lohnende Arbeit. Ja da ist es schwer, es ist unmöglich, allen Cadets zu helfen, so schwer, wie allen überzähligen Chirurgen verholfen werden kann zu Beinbruchpatienten, allen alten oder jungen Schauspielerinnen zu Engagement und Beifall, allen, die Schnitter sein wollen, zu guten Kornfeldern. Der König wird bestürmt mit Suppliken für die Enkel eines alten Hauses; man läßt sich herab, der Graf bequemt sich zu irgend einem kleinen Amt; fühlt er sich glücklich? ist er dankbar? Vielleicht haben sieben Standesgenossen dieselbe Stelle ambirt. Sie wollen das Unmögliche.

Eine der merkwürdigsten Thatsachen in der politischen Welt ist diese, daß der Adel in England durchaus nicht verhaßt ist, im Gegentheil, die Lordschaft wird von den Engländern, reich oder arm, mit einer Hochachtung betrachtet, die dem Gefühl für das Königthum analog ist. Das Geheimniß liegt vor aller Augen. In England hat die Vielkinderei keinen Einfluß auf den Adel, dieser ist begrenzt auf den Aeltesten der Familie, der jüngere Sohn des Grafen Chatham ist Herr Wilhelm Pitt, der jüngere Sohn des Lord Holland ist Herr Jacob Fox. Daß der König oder die Königin von England vorziehe, sich mit historischen Namen zu umgeben, daß es eine Empfehlung ist, mit einem Lord verwandt zu sein, daß, unter gleichen Umständen, der Neffe des Lords eher ein Amt bekommt, als irgend ein homo novus, das Alles ist sehr natürlich, ist immer so in der Welt gewesen. Aber das ist etwas ganz Anderes, als wenn die Cadets de famille in England sagen wollten: wir haben das ausschließliche Recht zu Aemtern und Würden, ein Canning, ein Burke, ein Sheridan, ein Copley (Lyndhurst), ein Scott (Eldon) soll nimmermehr zu hohem Amt gelangen. Der Adel in England ist hochgeachtet, ist mächtig und nützlich für das Ganze, ist nothwendig als Schild für die erbliche Krone.

Von Bülow-Cummerow. Die Europäischen Staaten, S. 301 Anmerk. ‚Die Stellung des Englischen Adels, nach welcher in der Regel nur der Eine Sohn (der älteste) die Titel, den Rang und die Besitzthümer des Vaters erbt, die andern aber in die Mittelklassen zurücktreten und die Bildung und feinere Erziehung, die sie empfangen haben, in diese mit hinüber nehmen, hat mannigfach auf den Geist des Ganzen und auf den Wetteifer gewirkt und zur Versöhnung der Stände unter sich beigetragen.‘

(Was die ‚feinere Erziehung‘ betrifft, so kann Herr von B. C. versichert sein, daß in England für Einen Lordssohn hundert andere zu finden sind, welche ebenso gentlemen-like sind und das, was die Franzosen nicht unglücklich la petite morale genannt haben, eben so genau beobachten wie jener. Daß in Frankreich das alte: poli, comme un grand seigneur, nicht mehr gilt, ist bekannt genug.)

Möser, den die adlichen Schriftsteller so gern citiren, hat vor fünfzig Jahren den vortrefflichsten Aufsaz geschrieben, worin er beweis't, daß die Begränzung des Adels auf den Aeltesten die ursprünglich germanische Einrichtung war. Die Vielkinderei des Adels, welche das Unmögliche will, welche will, daß derjenige, der kein Gut hat, doch die nämlichen Rechte habe, welche der Gutsbesizer, Kraft seines Grundbesizes hat, ist dem Adel selbst eben so schädlich, wenn auch in anderer Weise, wie die Vielkinderei für die Schwerarbeitenden, und die Arbeiterfamilien schädlich und verderblich ist. Vielkinderei verdirbt den Arbeitslohn, schmälert die Brodschnitte, Vielkinderei schmälert die Würde des Adels, die Achtung, die ihm gezollt wird. Gesezt, daß künftig sieben Herzöge von Wellington in England wären, die von dem alten Arthur abstammten, so könnte ihnen unmöglich so viele Achtung gezollt werden, wie man dem Einen Erben des großen Namens in

Zukunft gern zollen wird. Wäre Ein Nachkomme von Luther in Deutschland, der seinen Namen führte, Alle würden ihn ehren, aber wenn hundert denselben Namen führen, so verliert sich der Stamm in kleine Zweige, an denen die Erinnerung sich nicht festhalten kann. Nur dadurch, daß der älteste Nachkomme Luthers zum Träger der Ehren gemacht wird, kann der Zweck der projectirten Lutherstiftung erreicht werden. Adel und Adel hat in verschiedenen Ländern und Zeiten eben so verschiedene Bedeutung, wie Regierung und Regierung, Religion und Religion. Die wunderlichste Zusammenstellung bleibt immer Ritterthum und Christenthum. Der Ritter der Leibeigne hielt, konnte unmöglich christlich sein, denn das Christenthum, als Religion der Demuth und der Hoffnung, kann dem, der Unrecht leidet, wohlthätig zur Seite stehen, aber nimmermehr kann das Christenthum die Religion dessen sein, der Gewalt und Unrecht thut, der Leibeigne und Sclaven hält. Die Englische Lordschaft hat, wie schon bemerkt, 20 Millionen Pfund Sterling votirt, um die Aufhebung der Negersclaverei in Westindien möglich zu machen. Das sind christliche Ritter. — Die Proletarier des Adels sind in gewissem Betracht die unglücklichsten, weil der Contrast ihrer Forderungen zur Wirklichkeit der größte ist. Ihre Titel geben ihnen ein scheinbares Recht, aber wenn alle Stellen im Forst-, Zoll-, Postfach besezt sind, wo ist die Möglichkeit, alle Cadets zu versorgen? Möser und Bülow-Cummerow haben Recht; damit der Adel erhalten werde, mögen die Junker bei Zeiten verzichten. Es ließe sich das nüzlichste Werk über Reform des Adels in diesem Sinne schreiben, am nüzlichsten für den Adel.

15.

Vielkinderei der Bürger.

Tausend Professorensöhne und zehntausend Predigersöhne in Deutschland sollten, wenn es nach dem Wunsch der Eltern ginge, alle studiren und alle diese Studirten sollten ein Amt erhalten, wie es für Studirte paßt. Aber das ist unmöglich. Deutschland producirt offenbar zuviel Candidaten der Professur, überhaupt des Lehramts, zumal Philologen; was ist die Folge? Wenn zuviel Diamanten auf den Markt kommen, was ist die Folge, was muß die Folge sein? Der Preis der Diamanten sinkt, der Preis der Philologen muß sinken. Die ersten Heeringe in Holland kosten Gulden, ein Heeringsjäger nach dem andern kommt an, die Heeringe kosten Stüber. Deutschland macht viel zu viel im Schulmeisterfach, aller Art. Dahin gehören die von gläubigen Jüngern gefeierten Ideologen, deren Herrschaft mehr wechselt, als die der französischen Minister. Von jeder Familie eines Professors oder Predigers kann kaum ein Sohn künftig ein ähnliches Amt erhalten; die andern Söhne müssen andere Bahnen einschlagen, wo sie mit den Söhnen anders beschäftigter Eltern concurriren und collidiren werden. Wenn ein Kaufmann, dem es gelungen war, stirbt, so können vielleicht zwei Söhne die Handlung fortsezen, aber wenn diese wiederum mehrere Söhne haben, so können sie nicht alle im Neste bleiben, es müssen andere Nahrungszweige aufgesucht werden. Von den hundert, von den tausend jungen Leuten, die alljährlich als Lehrlinge

eintreten in ein großes oder kleines Handlungshaus, gelingt es Einigen, aber nur Einigen; gar Viele verunglücken. Der junge Mensch, der mit guten Empfehlungen ankam, ist in die Pfade gerathen, die der verlorene Sohn ging, aber er schämt sich, wieder zu Hause zu kommen und geht elendiglich unter. Der Unfleißige, der Verschwenderische, kann dahin kommen, daß er um sein Leben zu fristen, Cigarren an der Straßen-ecke feil bietet, oder Steine für die Chaussee klopft. Das sind die Auf und Ab des menschlichen Lebens. Ouvrard war bald Millionair, bald saß er im Schuldgefängniß, denn auch der Reichste, wenn er mehr ausgiebt als einnimmt, muß ein armer Mann werden. Die Söhne des Tagelöhners können nicht tiefer sinken, die jüngern Söhne der Gutsbesitzer, die das Gut nicht erhalten, haben an dem Einfluß, an der Gunst ihrer begüterten Verwandten meistens einen Halt und Schuz, der sie hindert, ganz tief auf der Leiter der staatlichen Gesell-schaft herabzustürzen. Aber in der bürgerlichen Familie, wo mehrere Kinder sind, da ist oft greller Wechsel. Meistens ist das Erbtheil gering, oder wo es ansehnlich ist, zertheilt es sich doch in der zweiten und dritten Generation, so, daß wieder gearbeitet, gespart werden muß. Wer nicht mit gei-stigen Kräften arbeitet, muß seine körperlichen Kräfte desto mehr anstrengen, damit er nicht Noth leide. Und darin liegt das Härteste für die große Zahl der Familien, die man zum Bürgerstande zu rechnen gewohnt ist. Einige und gar manche der Bürgersöhne müssen zurücksinken in die Klasse der Schwer-arbeitenden. Diese Aussicht für einen gebildeten Vater ist betrübend. Aber es ist eine unvermeidliche Folge der Viel-kinderei. Fast allenthalben übersteigt die Zahl der erwachsenen Kinder die Zahl der Eltern, also müssen neue Wohnhäuser, neue Brodstellen geschaffen werden, wenn es allen Söhnen gelingen soll, sich auf derselben Stufe zu halten, worauf der

Vater stand. Das ist in altbewohnten Ländern kaum möglich, also Einige müssen sinken. Ist nun die Concurrenz offen, ist der Wettlauf ohne künstliche Hindernisse, ohne offenbare Partheilichkeit für den Andern, ist das Ziel Allen möglicherweise erreichbar, so muß sich Jeder zufrieden geben, auch wenn es ihm nicht gelang, vorwärts zu kommen. Wo aber das Gegentheil stattfindet, wo einige Klassen, einige Familien, auf Unkosten anderer, zur Beeinträchtigung anderer, exclusive Vorrechte haben, da ist Unzufriedenheit, so gewiß, wie die Nacht zunimmt nach dem längsten Tage. Daß der reiche Mann seinen Neffen vorzieht und begünstigt, daß der Minister des Königs und der Senator der Republik dasselbe thut, das erzeugt nicht die Unzufriedenheit, welche durch unaufhaltsames Wachsthum gefährlich werden kann; aber wenn diese Neffen sagen: wir haben das ausschließliche Recht auf solche Bevorzugung, das erregt Neid, das erzeugt Erbitterung. Nirgends grenzen Reichthum und Armuth in ihren Extremen so aneinander, wie in London, aber bekanntlich ist in der City, wo die Millionen angehäuft sind, kein Soldat zu sehn, als etwa eine Schildwache, die vor der Bank von England steht. Da ist keine Garnison von Zehntausenden, wie in fast allen großen Hauptstädten Europas, und dennoch ist das Eigenthum dort reichlich so sicher. Warum? weil die Reichen weniger beneidet, weniger gehaßt werden, weil jeder Commis sich sagen kann, der Lordmayor in diesem Jahr oder in jenem Jahr kam als ein ganz unbemittelter junger Mann nach London, ward der eigne Schmidt seines Glücks, und ward erwählt zum Lordmayor wegen seines Vermögens und seines Verdienstes. Derselbe Weg steht Dir offen. Und wenn der Sohn des reichsten Kaufmanns durch Unordnung und Ausschweifung in Verlegenheit kommt, und im verderblichen Augenblick einen falschen Wechsel schreibt, so muß er büßen, muß

dieselbe Strafe erleiden, wie irgend ein Sohn des Armen, ohne alle Gnade.

Ob ein Volk überhaupt in seiner Arbeit vorwärts geht, stillsteht, oder rückwärts, das zeigt sich vornämlich in der Klasse der Bürger. Trägt das Betriebskapital reichliche Zinsen, so kann der Vater noch bei seinen Lebzeiten einen und den zweiten und den dritten Sohn etabliren, kann die Freude haben, von mehreren blühenden Familien als Großvater geehrt und geliebt zu werden. Das ist in England, in dem lezten Menschenalter häufiger der Fall gewesen, als je zuvor, soweit die Geschichte weiß, in irgend einem altbewohnten Lande vorgekommen. Ist das Nationalvermögen im Stillstande, so muß Jeder ängstlich wachen, daß er sein Vermögen bei Gleichem erhalte, es kann von keiner Generosität die Rede sein und troz allem guten Haushalt sieht man doch voraus, daß bei der Theilung des Kapitals, nach dem Tode des Vaters, alle Mitglieder der Familie eine Stufe herabsteigen müssen. Nimmt aber das Nationalvermögen ab, troz aller Anstrengungen der Bürger, versiegt hier eine Erwerbsquelle und dort wieder eine, nimmt die Zahl der Armen zu, wird ein Haus nach dem andern wohlfeiler verkauft, so drängt sich die Gewißheit auf, daß mancher Sohn tief sinken wird, daß ungeachtet aller Schulbildung, die Zuflucht genommen werden muß zu Geschäften, die nicht wohl verträglich sind mit einem gewissen Grade von geistiger Bildung, die eben dadurch auch noch schwerer werden, so sinkt am Ende unvermeidlich ein großer Theil der Bürgersöhne hinab in die Klasse der Schwerarbeitenden und tritt mit den Söhnen des Elends in Kampf um ein kärglich Stück Brod. Die Loose fallen verschieden für die Menschen, aber sie fallen nicht unmittelbar vom Himmel, sondern die meisten Menschen bekommen das Loos ihres Schicksals aus der Hand ihrer Eltern,

jenachdem diese unvorsichtig oder vorsichtig den Bund der Ehe geschlossen haben, je nachdem die Vielkinderei mit zu Tische saß oder nicht. Wenn man sich mit den sogenannten kleinen Leuten einläßt in der Stadt oder auf dem Lande und das Gespräch bringt auf die Familien, auf die Ursachen des Glücks oder des Unglücks, so wird man finden, daß der gesunde Menschenverstand dieser Leute, welche die Dinge in der Nähe sehen wie sie sind, das, was die Wurzel des Uebels ist, die Vielkinderei, sehr wohl zu schäzen wissen, für das was sie ist. Aber die Gelehrten verwirren, übertreiben und verzerren die einfachsten Sachen. Was ist in Deutschland nicht Alles geschrieben über Volksvermehrung; Herr von Sonnenfels fand darin unbedingt die Quelle alles Glücks; über freien Handel, über Preßfreiheit und Jury, über öffentliche Deliberationen, von Solchen, die nie in die Hütten der Arbeiter-Familien gegangen sind, nie in einer Hafenstadt sich aufgehalten haben, niemals einem (englischen) Geschwornengericht beigewohnt haben und von der Tagespresse in England auch nicht den hundertsten Theil kennen, am wenigsten aber eine Ahndung davon haben, wie Alles im Englischen Parlament ganz natürlich hergeht. —

Ueber die wichtigste Frage, welche durch die Vielkinderei der Bürger angeregt wird, die Frage: ob und wie fern der Grund und Boden, den die Bürger besizen, theilbar sein dürfe? werden später einige Anmerkungen gemacht werden.

16.

Pflicht der Regierung, Schuz für Besiz und Arbeit zu verleihen; Arbeit der Völker, Arbeit für Deutschland.

Aufgabe der Regierung ist: Schuz für Eigenthum und Arbeit, denn das Volk besteht aus Eigenthümern und Arbeitenden; Pflicht der Regierung ist, gerecht zu sein, gerecht für die Erben, die Besizenden, die Sassen, die das Bestehende wollen, einerseits, und für die Arbeitsuchenden, die ehrlich Arbeitenden, die Jüngeren, die Strebenden, die bewegenden Kräfte, andererseits. Die Aufgabe, Schuz zu gewähren, wird großentheils durch das Strafrecht gelöſ't. Aber der Staat hat nicht nur das Recht, Verlezungen des Eigenthums u strafen, sondern auch die Pflicht, zu strafen. Wer einen Griff in Deine Kasse macht, in die Kasse der Commüne, in die Staatskasse, muß bestraft werden oder der Staat bleibt nicht Staat. Es ist thöricht, es ist gefährliches Phantasiegebilde, sich einen Staat zu denken, der außer und über dem Volke sei und diesem Ideal oder Moloch das Glück des lebenden Volks unterzuordnen, zu opfern. Der Staat, die Regierung, hat nicht mehr Macht, als die Summe der einzelnen Bürger, nicht mehr Eigenthum als die Summe dessen, was die Bürger besizen, nicht mehr Intelligenz, als die klügsten Einwohner des Landes haben. Der Staat, die Regierung, darf und kann nicht darauf ausgehen, unmäßige, gegen die Natur der Dinge anstrebende Wünsche zu befriedigen.

Die Regierung hat genug zu thun, wenn sie gerecht sein will, sie hat das Eigenthum zu schützen, aber eben so sehr die inoffensive Concurrenz, wie unbequem diese auch oft denjenigen sein mag, welche zur Zeit bequeme oder ehrenvolle Sitze einnehmen. Aber der General, der eine Schlacht verlor, kann ein Handbillet des Königs erwarten, wodurch ihm für seine Dienste gedankt und ein hoffnungsvoller, jüngerer Mann zum Nachfolger gegeben wird; die Minister im Parlament müssen jeden Abend auf's Neue beweisen in öffentlichem Kampf, daß ihre Maaßregeln für das Volk die besten, ihre Gründe die triftigsten sind; gelingt ihnen der Beweis nicht, gelingt es ihnen nicht, das Vertrauen festzuhalten, so sind gleich Concurrenten und Candidaten genug da, um statt ihrer die höchste Würde und Bürde zu übernehmen. Dasselbe gilt für alle Stufen und Zweige des geschäftigen bürgerlichen Lebens. Der Bäcker, der gestern und ehegestern kleineres, schlechteres Brod verkaufte, kann erwarten, daß nächstens ein anderer Bäckerladen gegenüber eröffnet wird. Aber allen Arbeitsuchenden, aller Art, lohnende Arbeit schaffen, das kann die Regierung nicht, sie muß sich darauf beschränken, die Associationen die sich bilden, zu controliren, daß sie nicht sich Monopole anmaaßen, nicht zu exclusiven Corporationen werden, die andere redlich Strebende ausschließen. So, wenn die Besitzer großer Güter einen Bund schließen, daß nur Mitglieder ihrer Familien zum Besitz eines Ritterguts gelangen sollen. Wenn auf Universitäten einige Studirende sich heimlich verbinden, und geloben, künftig einander, ausschließlich vor allen Andern, zu Aemtern zu verhelfen, so schreitet die Regierung ein mit Strafen, von Rechtswegen. Aber wenn die Gutsbesitzer sich verbinden, oder längst verbunden haben, zu dem Zweck, ausschließlich die Mitglieder ihrer Familien zu befördern, zu begünstigen, was geschieht dann? Der Hang dazu ist natürlich,

aber manchen natürlichen Trieben muß ein Zaum angelegt werden. Ebensowenig darf die Regierung gestatten, daß die Handwerkervereine, genannt Zünfte, onerose Bedingungen machen, welche den Concurrenten künstliche Hindernisse in den Weg legen. Um manches Geschäft der einfachsten Art auszuüben, mußte ehemals der Beweis beigebracht werden, daß der Bewerber sieben Lehrjahre bei einem zünftigen Meister ausgehalten habe. Das war z. B. an manchen Orten die Bedingung, um das Recht zu gewinnen, eine zerbrochene Fensterscheibe einzusezen u. s. w. Das waren Nachäffungen der Corporationen des Mittelalters, wo keine allgemeine Sicherheit war, also kein allgemeines Staatsbürgerthum, sondern wo der Einzelne einigen Schuz für Person und Eigenthum nur dadurch erlangen konnte, daß er sich dieser oder jener Corporation anschloß, die einen Staat im Staat bildete. Die Bedingungen aber zur Aufnahme wurden, gemäß dem Vortheil derer, die einmal darin waren, immer schwieriger, und es kam dahin, daß die große Masse des Volks nicht viel mehr Zusammenhang mit dem Staat, und nicht viel mehr Schuz von der Regierung hatte, als das Wild des Waldes. Auf die Bauern, oft, wenn es anging, auf die Bürger, ward Jagd gemacht von den bewaffneten Rittern. Die schirmende kaiserliche Gewalt ward unmächtig, dem Untergange geweiht durch Rebellion — wahrhaftig — nicht der Bürger. Die Zeiten haben sich geändert, jezt droht sogar die Strömung des Flusses dem entgegengesezten Ufer Abbruch zu thun, es geschieht an tausend Stellen, daß Neid den Boden unterwühlt, worauf die Besizenden stehn. Und doch ist Besiz das Ziel der neidischen, wie der gutmüthigen, ehrlichen Arbeiter. Also es ist in jeziger Zeit doppelt zu wünschen, daß die Regierungen von der einen Seite das Eigenthum gegen die leisesten Beschädigungen schüzen, von der andern Seite aber sich bemühn,

alle künstlichen Hindernisse zu entfernen, die sich den Arbeitsuchenden, den Vorwärtsstrebenden entgegenstellen. Geduldet dürfen Vereine der Arbeiter nicht werden, welche ihren Mitarbeitern verbieten wollen, ihre eigenen Bedingungen mit den Fabrikherren zu machen und diesen ihr Geschäft stören, denn das ist Verschwörung gegen das Eigenthum. Aber auch die künstlichen Hemmnisse müssen beseitigt werden, welche in Deutschland tausendfältig die Industrie und den Verkehr beschweren. Als Beispiele nenne ich den Verkehr auf den Flüssen und den mangelnden Schuz für den internationalen Verkehr.

Im Interesse der Deutschen Völker und der Regierungen ist kein Wunsch begründeter und gerechter als dieser, daß die Schifffahrt auf der Donau, auf dem Rhein, auf Elbe und Weser so frei sei, wie sie möglicherweise sein kann. Die Zukunft des südlichen Deutschlands dringt nach der Mündung der Donau, die Zukunft des nördlichen Deutschlands wird bedingt durch die Mündung der Elbe, die Zukunft des westlichen Deutschlands liegt am Ausflusse des Rheins, welchen die Holländer keck genug sind, nicht Rhein, sondern Maaß zu nennen. Die Schifffahrt auf den Flüssen Deutschlands soll frei sein, aber wie ist diese in Aussicht gestellte Freiheit in Erfüllung gegangen? Die moralischen Folgen des jetzigen Zustands des Verkehrs auf den Deutschen Flüssen, ganz abgesehen von den financiellen und industriellen, müssen die nachtheiligsten sein. Ich fuhr auf der Elbe im Dampfschiff unter preußischer Flagge. Der Capitain mußte an mehr als einer Stelle anhalten und sich persönlich sistiren vor einer fremden Behörde. Und man träumt von Deutscher Flotte! Die enormen Zölle, welche vom Verkehr auf der Elbe erhoben werden, sind gegen die ersten Grundsäze der Nationalöconomie. Wer wird einem Menschen, der Lasten tragen soll, Ketten an die Beine legen? Jeder König, der ein Pferd so

behandelt sähe, würde halten lassen und befehlen, daß die widersinnige Behandlung des Thiers ein Ende nehme.

Hamburg, an der Niederelbe gelegen, gehört nicht zum Deutschen Zollverein, das ist ungefähr dasselbe, als wenn Berlin nicht zum preußischen Staate gehörte. Solang Hamburg nicht Theil des Deutschen Zollvereins ist, integrirender Theil und Hauptorgan, solang gilt der Deutsche Zollverein in den Augen der commercirenden und seefahrenden Völker als noch nicht mannbar. Und mit Recht. Alle Einwürfe gegen den Beitritt Hamburgs zum Zollverein verdienen kaum andere Antwort als Achselzucken. Zollfreiheit sei nothwendig zur Blüte des Handels; aber London, Liverpool, Newyork? Allgemeiner Zoll ist dem Kaufmann so wenig hinderlich wie die Assecuranzprämie. Entweder Hamburg ist der passendste Plaz zur Aus- und Einschiffung oder nicht. Ist das Erstere der Fall und ein Zoll, der alle Hafenpläze trifft, muß auch in Hamburg bezahlt werden, so verliert Hamburg dadurch nicht das Allergeringste. Der Käufer muß alle Auslagen für die Waaren erstatten. Jezt müssen neun Zehntel der Waaren, die in Hamburg gelöscht werden, und in den Zollverein gehen sollen, verzollt werden beim Zollamt in Wittenberge oder Magdeburg u. s. w. Welcher Schade würde dem Hamburger Handel erwachsen, wenn der Zoll, der jezt in Wittenberge bezahlt wird, in Lauenburg oder auf dem Grasbrook bezahlt werden müßte? Nicht der geringste. Allerdings müssen Docks gebaut werden, damit es nicht nöthig sei, für die ganze Ladung, wenn sie ankommt, den vollen Zoll zu bezahlen, damit die Waaren unter Königs Schloß gelegt werden können; allerdings wird der Uebergang des jezigen Zollsystems zu dem des Zollvereins nicht ohne Friction abgehen, der Werth der Privatspeicher wird sinken u. dgl. m., aber das sind schnell vorübergehende Uebel. — Die Hauptstädte sind

begreiflich voll Lobes der unbedingten Handelsfreiheit. Aber wenn die Thesis der Handelsfreiheit über die ganze Welt einen vernünftigen Sinn haben soll, so kann sie nichts anderes bedeuten als ehrlicher Wettlauf aller Länder und Völker. Soll ehrlicher Wettlauf stattfinden, so müssen die Bedingungen verhältnißmäßig sein. Wer läßt ein unausgewachsenes Pferd mit einem ausgewachsenen zusammen laufen? Es kommt also darauf an, ob die verschiedenen Entwickelungsepochen der Völker übereinstimmen oder nicht? England ist im Mannesalter der Fabrikation, Deutschland noch nicht im Jünglingsalter, also kann ein verständiger Deutscher Staatsmann mit bloß nomineller Reciprocität sich nicht zufrieden geben. Damit Reciprocität, damit Gerechtigkeit sei im internationalen Verkehr, müssen wir die Differentialzölle eben so handhaben, wie England und Frankreich dieselben anwenden gegen uns. Differentialzölle sind die gerechte Wehr und Waffe für jeden Staat und für jeden Staatenverein, damit er nicht übervortheilt werde vom Gegner.

Wehr und Waffe zu gemeinschaftlichem Zweck bedarf gemeinschaftlicher Signatur. Die Nothwendigkeit einer gemeinschaftlichen Flagge und einer gemeinschaftlichen Kriegsfahne leuchtet ein, am deutlichsten an den Ufern des Rheins. Jeder gute Deutsche, der am rechten oder linken Ufer des Rheins steht, kann die Empfindungen einer Mutter haben, die in der Wiege ihres Kindes eine Schlange erblickt. Holland, welches frech genug war, zu behaupten, jusqu'à la mèr sei das Gegentheil von dem jusque dans la mèr! Und das linke Rheinufer zerstückelt! Preußen hatte den Muth, die Rheinprovinzen anzunehmen. Preußen mit funfzehn Millionen Einwohnern hat sich und ganz Deutschland zu vertheidigen, nach Osten gegen mehr als dreißig Millionen Slaven, nach Westen gegen mehr als dreißig Millionen Franzosen. Pitt wollte das linke Rheinufer

nicht zertheilt, sondern getheilt wissen, nur zwischen Oesterreich und Preußen, damit Frankreich bei neuem Angriff gegen Deutschland den Stier sogleich bei den Hörnern fasse. Oesterreich hat sich zurückgezogen. Die Zerstückelung des linken Rheinufers dient als Lockspeise den Erzfeinden. Drei und dreißig Millionen einiger Franzosen unter einem Oberhaupt, allesammt einig in der Behauptung, daß das linke Rheinufer ihnen gehöre, daß ihr Ruhm die Eroberung verlange, daß der Rhein die natürliche Grenze sei! Kluge, beschränkte, ruhige, heftige Franzosen stimmen in dieser Sazung alle überein! Diesseits, das Reich in drei und dreißig Souverainitäten zersplittert! Die Preußen werden ohne Zagen in die vorderste Reihe sich stellen, werden sich schlagen, so tapfer wie möglich, aber sie können sich verbluten, ehe Oesterreich zur Stelle kommt, welches wahrscheinlich die Hände voll zu thun haben wird in Italien. Es scheint daher im Interesse wie in der Pflicht aller Deutschen Stämme zu liegen, daß sie sich an Preußen anschließen, denn es gilt den Rhein, sowohl wie den Niemen zu vertheidigen. Das kann Preußen nicht allein, auf die Länge, leisten, aber die Hegemonie Preußens ist dazu tüchtig. Diese Wahrheit wird bestätigt durch den Haß, welchen die Feinde Deutschlands dem Preußischen Adler widmen, aber verkannt von manchen Deutschen, die durch Localinteressen sich verblenden lassen.

Und die Beziehungen Deutschlands über die See! Ich sage keineswegs, daß zu wünschen ist, Deutschland möge vorzugsweise ein Fabrikland werden. Es ist hier nicht der Fall wie in Rußland, wo noch gar kein Mittelstand existirte und Graf Cancrin deshalb, mit bewunderungswürdiger Consequenz und Energie, ein solches Handelssystem einführte, welches geeignet ist, einen Mittelstand durch Aufblühen der Städte zu schaffen. Wahrscheinlich hätte er, seiner Absicht

gemäß, noch treffender gehandelt, wenn er eine zahlreiche Bauerschaft mit Höfen, die den Bauern eigenthümlich gehören, eine Menge Freeholders geschaffen hätte; doch das lag, wie es scheint, außer seinem Bereich. Es ist auch die Frage, ob solche Schöpfung, auf friedlichem Wege, dem absolutesten Herrscher möglich sei, denn wenn dieser gleich absolut heißt, so hat er doch die Unzufriedenheit und am meisten die heimliche Unzufriedenheit der großen Barone zu fürchten. — Auf die Zweckmäßigkeit von Schuzzöllen für Deutschland wollen wir uns hier nicht einlassen, also auch nicht auf die Discussion, ob nicht der unbedingt freie Handel das beste System sei. Dies kann im Allgemeinen zugegeben werden, aber es folgt daraus für die Wirklichkeit doch nichts mehr als aus dem Saz, daß ewiger Friede der beste Zustand sein würde, oder daß es wünschenswerth sei, bei Seekriegen künftig gar keine Kaperei zu treiben. Ganz recht, aber wenn Seekrieg ausbricht und der Gegner Kaperbriefe ausgiebt, so erfordert die Klugheit wie die Gerechtigkeit, daß diesseits dasselbe geschehe. Man darf die eignen Unterthanen nicht preisgeben ohne Repressalien, so im Kriege, wie im Frieden. Es muß mit gleichen Waffen gekämpft werden; das Erste und Wichtigste ist, wie zu Hause, so in allen internationalen Verhältnissen, daß Gerechtigkeit herrsche. Ich reis'te nach England, fragte nach Deutschen Exporten, die wir an Bord hätten; es waren Lumpen, Arsenik, Blutegel. Ein kleines Päckchen Manufactur, was ich zum Geschenk mit hatte, mußte im Customhouse hundert Procent des Werths bezahlen. Die einfachste Regel der Gerechtigkeit fordert, daß wir auch die Englischen Artefacte nicht zulassen. Also Differentialzölle. Aber was sehen wir hinter den glänzenden Fenstern der Kaufläden in unsern Seeplätzen? Englische und Französische Fabrikate. England legt auf alle Deutsche Artefacte, auf

Korn und Holz aus Preußen, solche Zölle, daß sie Verboten gleich kommen; es erlaubt nicht, daß Schiffe unter Preußischer Flagge, aus der Fremde Ladungen nach England führen. Und noch immer streiten unsere Theoretiker für die Chimäre des freien Handels und unter dieser Firma lassen sie das einzige Gesez der Gerechtigkeit, welches von Nation zu Nation gelten kann, das der Reciprocität mit Füßen treten. Die volle Ladung von Gelehrsamkeit sichert dem Schiffe wahrlich nicht immer glückliche Reisen. Reciprocität sei unsere Regel im Verkehr mit den östlichen und westlichen Nachbaren, wie mit allen Völkern jenseits der Meere. Vereinigt, von der Schelde bis zum Niemen, können die Schiffe des germanischen Continents den Flotten jedes anderen Volks mit völliger Zuversicht entgegentreten. Wenn das geschehen, dann wird eine neue Epoche der Thätigkeit für die Deutsche Jugend eintreten, und manches Land der alten und der neuen Welt wird sich Deutschen Ansiedlern öffnen und die Schäze seines Bodens, durch den Fleiß und die Ausdauer Deutscher Arbeiter, gewinnen lassen. Wahrlich ein Deutscher Fürst verliert nicht an Achtung und Würde, wenn ein Theil seiner Unterthanen auswandert und neue Reiche gründet, wo früher Wildniß war. Schade, daß der Deutsche König Ludwig nicht über einen Hafen zu gebieten hat. Ein Hafen, in der Gewalt einer aufgeklärten und mächtigen Deutschen Regierung, welche die Auswanderung begünstigen wollte — Geldopfer aus der Staatskasse sind weder nöthig noch rathsam — könnte den Ruhm gewinnen, nach zwei Jahrhunderten genannt zu werden als vagina gentium. Es giebt Auswanderungen, die zu besseren Zwecken geschehen, als die befohlnen nach Algerien und Tscherkessien. Nicht, daß dem Mutterlande durch Auswanderung Befreiung von Armuth und Elend werden könnte, aber die mittelbaren, vornämlich

die moralischen Folgen der Colonien, sind die heilsamsten für das Mutterland. Wenn jezt ein Deutscher reis't und sich in überseeischen Ländern ausgiebt für das, was er ist, so gehts ihm meistens kläglich, kein Gesandter, kein Consul nimmt sich seiner an, er läuft Gefahr, betrachtet zu werden als Vagabund.

17.

Agrargesezgebung.

Stein, Schön, Scharnhorst, Blücher, das waren Männer der That, denn sie faßten das Ding beim rechten Ende an, und brauchten die Klinge als Klinge. Das Meiste, was seitdem zwischen Niemen und Rhein geschehen ist von hohen Beamten, ist Maulwurfsarbeit, wenigstens ist nicht viel mehr zu Tage gekommen. Ohne die treibende Kraft Blüchers wären die verbündeten Heere nicht über die Elbe, nicht über den Rhein, nicht nach Paris gekommen, ohne Scharnhorst kein Blücher, ohne Stein hatte Scharnhorst nicht den nöthigen Stoff für seine Kunst. Stein fing an mit dem Anfang, mit der Agrargesezgebung, die zehnmal wichtiger ist als die Merkantilgesezgebung und doch in hundert und hundert Jahren völlig vernachlässigt worden. Freilich ist es nicht wohl möglich, im tiefen Frieden die bestehenden Agriculturverhältnisse mit eiserner Hand von oben herab zu ändern, aber sicher ist es die Pflicht der Regierung, jedem Extrem, wo es zur Herrschaft gekommen, durch legislative Maaßregeln möglichst entgegenzuarbeiten.

Zwei Extreme sind, beide gleich verderblich. Allzugroße Besizungen; da giebts nur Herren und Knechte, keinen Mittelstand, keine cives; da kann auf dem fruchtbarsten Boden Entvölkerung entstehen. Das andere Extrem ist das der unseligen, unmenschlichen Zerstückelung des Bodens, welche zur Folge hat armselige Bevölkerung, Ueberbevölkerung in unzähligen

Hütten. Liegt das Land ganz oder großentheils in übermäßig große Güter vertheilt, die der Herr kaum kennt, für die er kein lebendiges Interesse haben kann, so fehlt es unvermeidlich an einem fleißigen, tüchtigen Mittelstande, an dem, was der Römische Bürger war zur Zeit der Catone, an der Stärke des Landes. Ist aber der Grund gar zu sehr zerstückelt, so ist die unvermeidliche Folge von Tag zu Tag Vermehrung der Familien, in umgekehrtem Verhältniß zu der Größe des Besitzthums, Ueberbevölkerung, allgemeines Elend oder Fristung des Lebens, dicht am Rande des Elends, so wird das Land begossen vom Schweiß des Arbeiters und er kann doch nicht genug erndten, um die Kinder zu Hause zu sättigen. Die Noth der ehrlichen Bauern in den Gegenden, wo der Boden schon gar zu sehr in unzulängliche Stückchen zertheilt ist, bietet dem Menschenfreunde das allerbetrübendste Schauspiel; das angestrengteste Ringen der Mehrzahl der Population gegen das Elend ist vergeblich.

Thatsache ist's, daß in Sicilien, im Kirchenstaat, Ländern, die von der Natur begünstigt werden, die Bauern armselig sind in Vergleich mit den Bauern in Holstein, Schleswig, in Norwegen. Die Ursach dieses Contrastes ist hauptsächlich in den gesezlichen Einrichtungen zu suchen, welche die Art des Grundbesizes bestimmen.

Malthus ist früher in Norwegen gereis't und hat daselbst für seine Thesis wichtige Bemerkungen gemacht. Er sagt: „Norwegen ist eins der wenigen Länder in Europa, wo der Reisende die Furcht aussprechen hört, daß die Volksvermehrung zu rasch vor sich gehen könne und daß dadurch das Glück der untern Klassen gefährdet werden könne. Offenbar ist, daß die Frage von der Volksvermehrung und ihren Folgen da zu Lande besser eingesehn und verstanden wird, weil die geringe Zahl der Einwohner und der Kreis, innerhalb dessen

sie sich bewegen, leichter zu übersehen ist. Gesezt, unsere Aufmerksamkeit wäre auf eine einzige Dorfgemeinde beschränkt, und es könnte aus derselben keine Auswanderung stattfinden, so würde auch der sorgloseste Beobachter nicht umhin können, zu bemerken, daß, falls das junge Volk sich mit zwanzig Jahren verheirathen wollte, es ganz unmöglich sein würde für die Bauern, Hofbesizer, wie sehr sie sich auch anstrengen möchten, ihr Besizthum zu verbessern, alle die neuen Familien zu beschäftigen und zu ernähren; aber wenn eine große Zahl von Gemeinden sich vereinigt in ein Ganzes, in ein großes Reich, so wird die Beurtheilung derselben Gegenstände schwierig, und man verwirrt sich, ehe die nämliche Frage, die freilich in größerem Maaßstabe wiederkehrt, mit Ja beantwortet werden kann. Wir verlieren eine Wahrheit aus den Augen, die uns früher, als wir uns in ihrer Nähe befanden, ganz handgreiflich schien, und verfallen in den ärgsten Widerspruch, indem wir einer Summe von Landstellen, die ein großes Ganze ausmachen, eine großere Fähigkeit zuschreiben, Erndten und Nahrungsstoffe zu liefern, als der addirten Ertragsfähigkeit aller einzelnen Landstellen. — In Norwegen ist's, bei der geringen Zahl der Einwohner und der geringen Verschiedenheit der Erwerbszweige, im Bereich jedes Auges, zu beurtheilen: ob irgendwo eine neue Brodstelle, die eine Familie zu ernähren im Stande ist, vorhanden sei? Hiernach muß jeder Heirathslustige sich entschließen, zu warten, bis eine solche Stelle frei wird. — In dichter bevölkerten Ländern ist die Sache immer mehr oder weniger unklar. Jedermann denkt natürlich, daß es ihm ebensowohl glücken könne, lohnende Arbeit zu finden, wie seinem Nachbar; der Eine und der Andere wandert nach der Stadt oder in einen andern Kreis, hoffend, daß wenn es ihm an dem einen Plaz nicht gelingt, es an einem andern gelingen werde. Der Eine und der Andere verheirathet sich

und verläßt sich auf sein Glück und die Folge ist, daß gar zu oft die voreilige, überflüssige Population zurückgedrängt wird durch die positiven Hemmnisse, Armuth und Krankheit. In Norwegen liegt die Sache viel deutlicher vor Augen; die Zahl der Brodstellen, welche für neue Familien sich öffnen, ist leicht zu erkennen. Die Bevölkerung ist so dünn, daß auch in den Städten nicht leicht ein Irrthum in dieser Hinsicht möglich ist. Und auf dem Lande muß die Zerstückelung und die Verbesserung einer Bauerstelle völlig notorisch sein. Wenn ein junger Mann eine solche neue Stelle, die ihren Mann ernährt, erlangen kann, so heirathet er, wenn nicht, so bleibt er unverheirathet. Auf diese Weise wird eine überflüssige Bevölkerung verhütet, statt, nachdem sie wirklich geworden, wieder zu Grunde gerichtet zu werden. — Es giebt in Norwegen keine große Manufacturstädte, die den Ueberfluß der Bevölkerung vom Lande in sich aufnehmen könnten, und da jedes Dorf reichlich Hände liefert, um die verlangte Lohnarbeit zu beschaffen, so verspricht das Wandern von einer Gemeinde in die andere wenig Erfolg. Ausgenommen also, daß eine Gelegenheit sich zeigt, ganz aus dem Lande zu wandern, bleibt der Norwegische Bauer meist da, wo er geboren ist, und da offene Stellen in den Höfen und Gewerben nur in langen Zwischenräumen eintreten, weil durchschnittlich ein hohes Lebensalter erreicht wird, so muß der Norweger meistens lange Zeit warten, bis er einen festen Punkt gewinnt und eine Familie gründen kann.‘

Zu fürchten ist, daß auch in diesem Fall dem vorsichtigen Urtheil der Menge zu viel Gutes zugetraut worden. Die Verhältnisse in einem Würtembergischen Dorfe sind nicht minder leicht zu übersehen, wie die der weitläuftigen Bauerhöfe in Norwegen, und doch ist das Resultat das entgegengesezte. Theilung des Bodens, somit Vielkinderei, geht in Würtem-

berg immer fort — bis zum Bettelstab. Es scheint also nothwendig, daß Institutionen dem Urtheil der Menge zu Hülfe kommen, dem gefährlichen Leichtsinn im Heirathen wehren, und diese können nur bestehen in der Untheilbarkeit der Ackerloose. Auf dem meist unbezwinglichen Felsenboden Norwegens sind weniger Hungernde, als im grünen Irland. Das ist eine der auffallendsten Thatsachen, und es wäre wohl der Mühe werth, daß ein Menschenfreund, dem daran gelegen, die Ursachen des Volksglücks und des Volkselends zu ergründen, Norwegen, Schleswig, Holstein bereis'te, und dann Irland und Sicilien, um Vergleichungen anzustellen zwischen den untern Klassen und besonders den Bedingungen, unter denen der Boden besessen und cultivirt wird. Da wird sich herausstellen, daß die Hauptursache des Contrastes diese ist: In Norwegen, wie in den Herzogthümern Schleswig und Holstein, sind geschlossene Bauerhöfe, die nicht zertheilt werden können; in Irland dagegen herrscht die unselige Sitte, daß der Boden in kleine und immer kleinere Flecke parcelirt wird. Da liegt die Wurzel des Uebels für Irland, des Glücks für die Länder unter viel rauherem Himmelsstrich. In Norwegen galt und gilt großentheils noch das den altgermanischen Erbgütern anklebende Recht, daß die Verwandten den an einen Fremden verkauften Hof wieder einlösen können, das ‚Odelsrecht,' so daß der Uebergang eines Grundbesitzes aus einer Familie in die andere sehr erschwert ist. Die Frist, binnen welcher das Odelsrecht ausgeübt werden darf, ist neuerdings von zwanzig Jahren auf zehn Jahre herabgesezt worden. Die Bauerhöfe, in welche fast ganz Norwegen getheilt ist, verlangen die Arbeit des Eigenthümers, aber gewähren auch so viel, daß der fleißige Besizer ohne Sorgen auf dem Gute leben kann. Der verpachtete Hof würde nicht Rente genug geben für den Besizer, um in der Stadt ohne Arbeit zu leben.

Das giebt einen festen Stock von tüchtigen Landbesitzern und von Reichstagsmännern. Da kann die Beamtenaristokratie nicht leicht die Oberhand haben. Zunächst wäre zu wünschen, daß man Tabellen erhielte, welche das durchschnittliche Lebensalter zeigten, in welchem die Ehen geschlossen werden in Irland und in Norwegen. Dieses Moment dürfte allen statistischen Bureaux als ein der Aufmerksamkeit hauptsächlich würdiges zu empfehlen sein.

Entgegengesezte Ursachen müssen entgegengesezte Wirkungen haben. Gilt der Code Napoléon noch drei Menschenalter, wird das Land, südlich der Loire, noch mehr zerstückelt, so wird nichts seltener sein, als ein wohlhabender, unabhängiger Grundbesitzer, so wird Misère überall herrschen. Der Bauer in der Provence wird für reich gelten, der einen Esel hat, während der Bauer im kalten Norwegen und im Holsteinischen Lande, wo die Luft nicht milde ist, mit guten Pferden seine Familie zur Kirche fährt. Jammer ist es, anzusehen, wie in Hessen, Thüringen, Würtemberg die Aecker in kleine, immer schmalere Streifen zerschnitten werden, die vom Schweiß und von Thränen der Arbeiter und der Frauen und Kinder begossen, doch nicht hinlänglich Frucht bringen, um die sauer arbeitende Familie vor Noth zu schüzen. Nicht oft genug kann wiederholt werden, die Agrargesezgebung ist das wichtigste Stück aller Gesezgebung, wovon das Wohl und Wehe der größten Mehrzahl der Einwohner abhängt. Auch hier bewährt es sich, daß ein gemischtes System, welches Stabilität und Concurrenz schüzt und zuläßt, die meisten Vortheile gewährt. Nicht lauter große Besitzthümer, wie in Böhmen, Mähren, im Kirchenstaate; latifundia perdidere Italiam. Das Gegenstück ist: unbegrenzte verderbliche Theilbarkeit des Bodens. Ich lebe in einem Lande, wo der größte Theil der Bodenfläche in großen Bauerhöfen besteht, die geschlossen sind,

und nicht verkleinert werden dürfen; und dadurch hat die Einwohnerschaft sich wohl befunden, manche Menschenalter hindurch, troz manchem Mißgovernment.

Die Herzogthümer Schleswig und Holstein enthalten 320 Quadratmeilen. Von diesen nehmen die größern adelichen Güter fast 85 Meilen ein, die Aemter aber über 202, und die sogenannten Landschaften, das ist, die Marschdistricte, 29. Die Aemter bestehen wesentlich aus untheilbaren Bauerhöfen (genannt ganze oder halbe Hufen). Eine ganze Hufe pflegt vier Pferde und zehn bis zwölf Kühe zu haben. Die wohlhabende, rüstige Bauerschaft ist die größte Merkwürdigkeit dieses Landes. Geht die Hufe auf den Erben über und sind mehrere Geschwister da, so fällt die Taxation der Hufe für den, der sie anfassen soll, doch immer so günstig aus, daß der Eigenthümer bei guter Wirthschaft sehr wohl bestehen kann. In der Regel ist bei jeder Holsteinischen Hufe ein Altentheil. Der Hufner, wenn er nicht mehr arbeiten kann, wenn er über sechszig Jahr ist, zieht sich darauf zurück und übergiebt willig die Hufe dem Sohn. Und kein Käthner, kein Tagelöhner ist im Dorf, der den Bauer, der auf seiner Hufe sizt, beneidete, sondern alle haben dieselbe Liebe, denselben Eifer für die Hufe, wie der Matrose für das Schiff. Spricht man mit den Tagelöhnern und äußert die Frage: ob es nicht besser sei, daß die Hufe getheilt werde? so lächeln die Schwerarbeitenden ungläubig und antworten: De Hoof mut tosam bliven — die Hufe muß zusammen bleiben. — In England ist die Klasse der Bauern, der Freeholders, fast verschwunden; durch Anhäufung von Kapital in den Kassen oder Portefeuilles der Nabobs ist das Landeigenthum in zu wenig Hände gerathen. Wären in England Bauern, wie in Holstein, in Angeln, nimmermehr wäre der Neid und der Haß der Städter gegen das Agriculturinteresse so groß, wie

leider der Fall ist. — Die Hälfte des Landes liege in untheilbaren Bauerhöfen, so daß der Besizer arbeiten muß; ein Viertel liege in größeren Rittergütern, und ein anderes Viertel könne getheilt oder zusammengelegt werden, sei Gegenstand des Handels, vornämlich in der Nähe der Städte. Dies scheint wünschenswerthe Einrichtung. Aber in gewöhnlichen Friedenszeiten ist kein Gesez schwerer durchzuführen als ein Agrargesez; gar zu leicht greift diese Gesezgebung in's Eigenthum, wird revolutionair. Die Vernichtung der Kornbill in England ist auch eine Art, aber gefährliche Art der Agrargesezgebung. Die Folgen davon kann keine menschliche Weisheit mit Sicherheit beurtheilen. — Die Einrichtung der Fideicommisse sollte allemal nur auf 100 Jahre gemacht werden dürfen.

18.

Schuz für Eigenthum und Concurrenz, vereinigt in der constitutionellen Monarchie; die Menschen werden mit der Erde fertig.

So wenig wir einen Herrscher wollen, der seine Erhebung nicht dem Erbrecht, sondern der Insurrection der Prätorianer, oder der durch Gelder der unzufriedenen Banquiers erkauften Suburbaner, oder den plumpen Intriguen eines polnischen Reichstags verdankt, eben so wenig wollen wir Minister empfangen aus den Händen der Höflinge oder der Maitresse. Einerseits Stabilität und Erblichkeit der Krone und andererseits öffentliche Concurrenz der Minister-Candidaten, das scheinen nothwendige, unzertrennliche Correlate zu sein.

Die Kunst zu regieren ist die schwerste, daher müssen die klügsten Männer an die Spize der Geschäfte, unter dem Schuze und mittelst Wahl der erblichen Krone, gelangen. Die Aufgabe zu regieren ist die schwerste, denn es gilt, die Menschen zu regieren, wie sie sind, mit allen Bedürfnissen und Begierden; wären alle Menschen wie sie sein sollten, so wäre die Regierung überflüssig. Jezt aber ist die Regierung das erste Bedürfniß der Menschen, der Bürger, der Eigenthümer und Aller, die durch Arbeit Eigenthum zu erlangen wünschen; und die erste Aufgabe und Pflicht der Regierung ist allerdings: conservativ zu sein. Das vorhandene Gute, das erarbeitete Eigenthum soll beschüzt werden und den Verlangenden nach Arbeit und Eigenthum soll die Gelegenheit,

die da ist, offen erhalten werden. Die Regierenden stehen an Körperkraft allemal dem Volke nach, also muß die Regierung stark sein durch moralische Macht. Es kann nun der Fall sein, daß diese wirklich da ist, oder auch, daß das Volk nur daran glaubt; die leztere Art des Gouvernements, wenn z. B. ein neugebornes Kind den Thron des absoluten Herrschers erben soll, beruht blos auf dem Glauben des Volks, dieser ist veränderlich, also ist die ganze Institution des Absolutismus ein Koloß auf thönernen Füßen.

Dagegen ist die constitutionelle Monarchie dasjenige staatliche System, welches Stabilität und Fortschritt, Erblichkeit und Wahl, also Schuz für das Bestehende, Hergebrachte, und Concurrenz der Strebenden vereinigt. Für die Stabilität bürgt die erbliche Krone und die Erste Kammer, welche großentheils aus Erben bestehen muß. Für den freien Spielraum der Concurrenz, somit des Fortschritts, bürgt die Zweite Kammer, die Auswahl der Männer des ganzen Landes, welche sich selbst das meiste Talent für staatliche Geschäfte zutrauen, die sich selbst als einstige Candidaten zu den höchsten Aemtern vor die Wähler gestellt haben, aber auch durch das Zutrauen ihrer Mitbürger, als die Fähigsten auserkohren worden.

Der Hauptzweck des Parlaments ist der, daß unter dem Schuz der erblichen Krone diejenigen Männer Minister werden, welche die klügsten, die kräftigsten, die besten sind. Es ist eine irrige, fast kindische Idee, daß das Repräsentativsystem ein Parlament verlange, welches, gleichsam als Mosaik von farbigen Steinen, alle Farben und Nuancen aller Meinungen und Stimmen innerhalb des Landes im Kleinen wiederhole, also auch Repräsentation der Proletarier, wie verlangt worden, oder auch der neugebornen Kinder. William Pitt, der große Vater, kam in's Parlament als Abgeordneter des

famosen rotten borough, Old Sarum, und das war gut für Alle. Eine Bahn des Wetteifers für die Kräfte erster Ordnung soll eröffnet werden in der Kammer, vor den Augen des ganzen Volks, das ist der Hauptzweck, damit aus diesen wiederum die des Zutrauens Würdigsten erwählt werden zu den höchsten Würden unter der Krone. Auf diese Weise ist für gute Regierung so sehr gesorgt, wie es menschlicherweise möglich ist, im Interesse der Krone sowohl, als des Volks. Es will das gemeinschaftliche Interesse der Krone und des Volks, daß die Minister die tüchtigsten, die von Gott dazu Gestempelten, sind, wie es zum Heil der ganzen Schiffsgesellschaft gereicht, daß der Steuermann ein guter, ein zuverlässiger Steuermann sei. Ich habe die gediegenen Staatsmänner Guizot und Peel als Redner gehört, rechne dies zu den glücklichsten Momenten meines Lebens und wünsche allen Gegnern des parlamentarischen Systems dasselbe Glück. Auch ohne Parlament kann geschehen, daß die klügsten Männer emporkommen zum Ministerposten, aber die Wahrscheinlichkeit, daß eine camarilla gut wähle, ist viel geringer, als wenn der Wettkampf der Talente öffentlich geschieht, ein Jahr nach dem andern. Fürst Metternich ist kein geborner Oesterreicher, dennoch ist er Oesterreichischer Staatskanzler geworden, wie Hardenberg, geborner Hannoveraner, Preußischer Staatskanzler ward. Der eigentliche Grund, weswegen Fürst Metternich, der Ausländer, an der Spize der Geschäfte des Kaiserstaats steht, ist der nämliche, weswegen Sir Robert Peel, der Sohn des Baumwollenfabrikanten, zum Leiter der Geschicke Englands erkoren ward; es ist dies das Zutrauen, daß sie die Begabtesten, die Geeignetsten wären. Aber eine ganz andere Garantie für die Fähigkeit des Steuermanns ist da, wenn er zuvor schon auf manchen Reisen sich tüchtig zeigte und wir uns ihm nun auf dieser Reise anvertrauen, als wenn

ein Mann, der sich noch nie öffentlich zeigte, zu hohem Amt ernannt wird, durch die Gunst des Augenblicks, durch die Gunst geheimer Intriguen, vielleicht durch die Gunst der Favoritin. Die Dubarry ließ den Prinzen Soubise ernennen, um als Feldherr gegen Friedrich II. aufzutreten. Godoy regierte oder verdarb Spanien und Indien, weil er das Glück hatte, der Königin zu gefallen. Ein Wöllner, der nicht das geringste Zutrauen der Nation besaß, wollte alles Kirchliche, die Ueberzeugungen der getreuen Unterthanen, durch Ordonnanzen regieren. Das geht heut zu Tage nicht mehr. Lange Zeit ist das Volk geduldig, wenn gesagt und geglaubt wird, daß der Fürst ein wohlwollender sei. Aber das allein ist nicht hinlänglich, es gehört auch Kraft und Klugheit zum Regieren. Ludwig XVI. war der wohlwollendste Monarch und doch war sein Schicksal zu fallen unter unverdientem Haß. Gott gebe, daß solch tragischer Fall nicht wiederholt werde im neunzehnten Jahrhundert. Das deutsche Volk hat eine beinahe unerschöpfliche Geduld, aber es war doch möglich, daß der lezte Tropfe entleert werden konnte.

Dahlmann. Geschichte der französischen Revolution, S. 475. 1792. ‚Und unser deutsches Reich? Nachdem der erste Feldzug der Deutschen, ohne Theilnahme des Reichs, schmählich verloren ist — Mainz, Aachen, Frankfurt sind in feindlichen Händen — beschließt das deutsche Reich am 22. Decbr. den Krieg, ein Vierteljahr später die Erklärung des Kriegs (23. März 1793) und 6 Wochen später (30. April) die Bekanntmachung dieser Erklärung.‘ Das deutsche Reich mußte fallen.

Hier wird es ort- und zeitgemäß sein, an Leibnitzens Worte zu erinnern: ‚So oft ich den gefährlichen Zustand der Dinge um uns her und dabei unsere Trägheit, unsere verkehrten Rathschläge betrachte, so oft schäme ich mich vor den

Augen der Nachwelt. Offenbar geht es dahinaus, daß in Europa sich Alles drunter und drüber kehre und doch beträgt man sich, als ob Alles in höchster Sicherheit sei und als ob wir Gott selbst zum Gewährsmann unserer Ruhe hätten. Ueber Kleinigkeiten streitet man, um's Große bekümmert sich Niemand, so daß es Ekel und Ueberdruß macht, an die Geschichte der gegenwärtigen Zeit nur zu denken. So gar sehr bestätigen wir Deutschen die ungünstigen Urtheile der Ausländer von uns durch unser Betragen.'

Eine Parallele zwischen Regensburg und Frankfurt würde ergeben, so unglaublich es scheint, daß die Bewegung der obersten Behörde noch retardirt worden.

Deutsche Bundesacte, Wien, 8. Juni 1815.

‚Artikel 19. Die Bundesglieder behalten sich vor, bei der ersten Zusammenkunft der Bundesversammlung in Frankfurt wegen des Handels und Verkehrs zwischen den verschiedenen Bundesstaaten, so wie wegen der Schifffahrt nach Anleitung der auf dem Congreß in Wien angenommenen Grundsäze in Berathung zu treten.'

Jetzt, Januar 1846, sind über dreißig Jahre verflossen, und was ist auf dem bezeichneten Wege geschehen und erlangt?

Solche Langsamkeit ist das eine Extrem; freilich werden dagegen nicht selten die wichtigsten Geschäfte in der Deputirtenkammer zu Paris, und nicht bloß in dem Hause der Repräsentanten, sondern auch im Senate zu Washington allzuschnell abgemacht; aber ist es denn unvermeidlich, entweder in das eine oder das andere Extrem zu verfallen? So viel ist wenigstens gewiß, daß die beste Arzenei, wenn sie erst nach dem Tode des Kranken ankommt, kein Heilmittel sein kann. Eben deswegen scheint es im Frieden tempestiv daran zu erinnern, daß eine gemeinschaftliche Kriegsfahne für die Deutschen Bundesstaaten das größte Desiderat ist. Und das zweite

scheint eine gemeinschaftliche Flagge für die Deutschen Zollvereinsstaaten zu sein. Beides sind nur Zeichen, aber durch Zeichen wird die Welt regiert, durch die damit associirten Gedanken und Dinge; Worte und Geld sind ja nur Zeichen. Mit einem gemeinschaftlichen Zeichen der Deutschen Bundesmacht versehen, kann der Deutsche sich Achtung und Recht verschaffen in Paris und London, in Constantinopel und Newyork. — Allerdings ist der große Deutsche Zollverein nicht durch Auctorität des Bundes erwachsen, allerdings ist er eine extrauterine Neubildung, aber die Nothwendigkeit hat ihn gezeugt und geboren, die Geburt ist glücklich an's Tageslicht gefördert, sie ist lebenskräftig und wird erwachsen. Und ganz Preußen ist eine cäsarische Geburt, aber lebenskräftig ist es erwachsen, hat den Thron bestiegen und wird ihn behaupten. Die Kaiserkrone war zu schwach, um Schutz zu verleihen, deshalb war es kein Wunder und keine Illegitimität, sondern einzig und allein Nothwendigkeit, daß die Preußische Macht erwuchs außer und inner dem Deutschen sich auflösenden Reiche. Eine und dieselbe Ursache liegt zum Grunde für den Verfall der Kaiserkrone und für den Neubau des Preußischen Reichs. Kraft ist die erste Bedingung zur Existenz der Regierung. In Nordost und Nordwest hat die Kraft das Schwert und den Schild ergriffen. Aber in Südwest? Zweimal waren die Deutschen Heere in der Französischen Hauptstadt, dennoch ist der Elsaß Departement geblieben. Von der Kriegscontribution Frankreichs 1815 ward die nöthige Summe bei Seite gelegt, um zwei Bundesfestungen östlich vom Oberrhein zu bauen. Noch sind Rastadt und Ulm nicht fertig.

Von Straßburg, dessen Thor die Inschrift führt: Gallia germanis clausa, steht der Einbruch den Franzosen in Deutschland jeden Tag frei.

Die Deutschen sind ein geduldiges Volk, aber Alles hat doch sein Maaß und seine Zeit.

22. Mai 1815.

Gesezsammlung für die Königlich Preußischen Staaten, 1815, No. 290, S. 103.

Wir Friedrich Wilhelm von Gottes Gnaden König von Preußen ꝛc. ꝛc. Durch Unsere Verordnung vom 30. vorigen Monats haben wir für Unsere Monarchie eine regelmäßige Verwaltung mit Berücksichtigung der früheren Provinzialverhältnisse angeordnet. Die Geschichte des Preußischen Staats zeigt zwar, daß der wohlthätige Zustand bürgerlicher Freiheit und die Dauer einer gerechten, auf Ordnung gegründeten Verwaltung in den Eigenschaften der Regenten und in ihrer Eintracht mit dem Volke bisher diejenige Sicherheit fanden, die sich bei der Unvollkommenheit und dem Unbestande menschlicher Einrichtungen erreichen läßt. Damit sie jedoch desto fester gegründet, der Preußischen Nation ein Unterpfand Unseres Vertrauens gegeben und der Nachkommenschaft die Grundsäze, nach welchen Unsere Vorfahren und Wir Selbst die Regierung Unseres Reichs mit ernstlicher Vorsorge für das Glück Unserer Unterthanen geführt haben, treu überliefert und vermittelst einer schriftlichen Urkunde, als Verfassung des Preußischen Reichs dauerhaft bewahrt werde, haben Wir Nachstehendes beschlossen:

§ 1. Es soll eine Repräsentation gebildet werden.

§ 2. Zu diesem Zwecke sind

a) die Provinzialstände da, wo sie mit mehr oder minder Wirksamkeit noch vorhanden sind, herzustellen und dem Bedürfniß der Zeit gemäß einzurichten;

b) wo gegenwärtig keine Provinzialstände vorhanden sind, sie anzuordnen.

§ 3. Aus den Provinzialständen wird die Versammlung der Landesrepräsentanten gewählt, die in Berlin ihren Sitz haben soll.

§ 4. Die Wirksamkeit der Landesrepräsentanten erstreckt sich auf die Berathung über alle Gegenstände der Gesezgebung, welche die persönlichen und Eigenthumsrechte der Staatsbürger mit Einschluß der Besteuerung betreffen.

§ 5. Es ist ohne Zeitverlust eine Commission in Berlin niederzusezen, die aus einsichtsvollen Staatsbeamten und Eingesessenen der Provinzen bestehen soll.

§ 6. Diese Commission soll sich beschäftigen:

a) mit der Organisation der Landesrepräsentation,

b) mit der Ausarbeitung der Verfassungsurkunde nach den aufgestellten Grundsätzen.

§ 7. Sie soll am 1. September d. J. zusammentreten.

§ 8. Unser Staatskanzler ist mit Vollziehung dieser Verordnung beauftragt und hat Uns die Arbeiten der Commission demnächst vorzulegen.

Er ernennt die Mitglieder derselben und führt darin den Vorsitz, ist aber befugt, in Verhinderungsfällen einen Stellvertreter für sich zu bestellen.

Urkundlich unter Unserer Höchsteigenhändigen Unterschrift und beigedrucktem Königlichen Insiegel. So geschehen den 22. Mai 1815.

Friedrich Wilhelm.

(L. S.) C. Fürst v. Hardenberg.

Wenn nicht diese Königliche Verordnung sowohl einen Befehl als ein Versprechen enthält, so scheint es überflüssig, daß die Deutsche Sprache diese Wörter besizt.

Wenn die geistlichen und weltlichen Räthe des Königs versichern, daß nichts anders als gute Absichten Ursache der verschobenen Ausführung seien, so darf daran erinnert werden,

daß, nach einem alten Spruch, der Weg zum Abgrunde gepflastert ist mit guten Absichten und Vorsäzen. Das Allerschlimmste wäre aber, wenn die Deutschen je so tief in Gleichgültigkeit versinken könnten, daß sie im Gebiete des Ethischen die Gegensäze nicht mehr für das, was sie sind, erkennten.

Das Repräsentativsystem, die constitutionelle Monarchie, wird siegen in Deutschland und außer Deutschland, allüberall, denn es ist aus der menschlichen Natur erwachsen, es ist eben so universell wie die Basis der Grammatik, welche allen Sprachen der Erde gemeinschaftlich ist.

Stabilität und Concurrenz, das sind die Aufgaben, und das Mittel, diese Aufgabe zu lösen, ist das Zweikammersystem unter der Aegide der erblichen Krone.

Der Thron, welcher von einem Erbfürsten eingenommen werden soll, weil allein dadurch alle unseligen Bürgerkriege vermieden werden, welche die Wahlkrone bei jeder Erledigung mit sich führt, muß gestüzt werden durch eine Kammer, eine feste Kammer, worin hauptsächlich nur Erben sizen. Allein ist der Fürst nicht stark genug, einer Versammlung, in welcher die Auswahl aller im Lande befindlichen geistigen Kräfte zu staatlichen Verhandlungen vereinigt ist, das Gegengewicht zu halten. Aber es ist nicht nothwendig, es ist in den meisten kleineren Ländern nicht möglich, eine Erste Kammer zu construiren aus den Besizern großer Landgüter, die ausschließlich in ihren Familien das Recht der Lordschaft auf den ältesten Sohn vererben. Daher wird es in vielen Ländern am besten sein, um denselben Zweck der Unterstüzung des Throns und der Stabilität zu erreichen, die Regel festzusezen: daß die Mitglieder der Ersten Kammer gewählt werden sollen aus der Klasse der Gutsbesizer überhaupt, welche ihren Besiz ererbt haben. Die jezige Kammer der Pairs im Luxembourg ist nichts als eine Invaliden-Kammer. Um sicher zu sein, daß

es an der erforderlichen geistigen Kraft für die Erste, für die moderirende Kammer, nicht fehle, kann man eine gewisse Zahl von Summitäten des geistlichen und richterlichen Standes hinzuthun.

In der Zweiten Kammer ist nun aber der eigentliche Heerd des Repräsentativsystems, da ist die Arena, wo der Kampf gefochten wird zwischen den Inhabern der Gewalt und denen, welche gern Minister werden möchten. Beide Parteien haben ihre Anhänger, das ist das moderne Ritterthum mit seinen Knappen. Der Unterschied ist der, daß ehemals die rohe Gewalt, die Lanze, die Tüchtigkeit des Panzers, die Festigkeit des Sattels, die Rüstigkeit des Pferdes den Sieg gab. Bei den heutigen Turniren sind es geistige Waffen, welche den Sieg gewähren. Wer da nicht Fortschritt sieht, der will nicht sehen. Und dieser Fortschritt, diese Methode des Kampfs durch Kräfte der Intelligenz wird fortgehen über die ganze Welt.

Das, was der vortreffliche D. Hume in seiner idea of a perfect commonwealth erreichen wollte durch ein eigenes Institut, welches er benannte court of competitors, ist schon da, in jedem Unterhause, gerade so, wie die Organisation der Arbeit, welche von den Communisten, den Fourieristen gesucht wird gleich dem Stein der Weisen, schon da ist, in dem durch Menschenalter ausgebildeten Verhältniß zwischen Meister, Gesellen und Lehrlingen, oder Fabrikanten und Arbeitern. The court of competitors, sagt Hume, has no power in the commonwealth. It has only the inspection of public accounts and the accusing of any man before the senate. Das ist ja aber gerade das, was wir an der Opposition in jedem Unterhause haben; die Mitglieder der Opposition controliren die Minister und die Ministeriellen, denn sie wünschen selbst ihre Führer in's Ministerium an's Ruder zu bringen, sie lauern, sie spähen,

sie critisiren, um endlich Hauptfehler an dem Ministerium zu finden und bemerklich zu machen. Ist es ihnen gelungen, haben sie bewiesen durch ihre stete Controle, daß sie die Klügsten und Fähigsten sind, so werden sie die Nachfolger des abgehenden Ministeriums. Inzwischen haben die Herren von der Opposition den wesentlichen Nuzen für König und Vaterland gehabt, daß sie durch ihre permanente Controle die machthabenden Minister angeregt und gezwungen haben, so viel in ihren Kräften steht, tadelnswerthe Fehler zu vermeiden. Es bedarf also nicht eines court of competitors.

Concurrenz ist die Seele des Unterhauses, Concurrenz ist es, der die Engländer die geschultesten Minister verdanken, Concurrenz ist die zweite Quelle, aus der alles Gute im civilisirten Leben fließt. Würden wir gute Advocaten und Aerzte, gute Generale, gute Bäcker und Schmiede, würden wir bezahlbares Brod, trinkbaren Wein, würden wir Kaffe und Zucker von jenseits der Meere, würden wir gute Kanzelredner und Schullehrer haben ohne Concurrenz? Gewiß nicht. Eben so wenig werden gute Minister sein ohne Concurrenz. Concurrenz der besoldeten Beamten und der nicht besoldeten Mitglieder des Parlaments ist nothwendig, ist heilsam, ist die fruchtbare Quelle, woraus für die parlamentarischen Länder ein Ueberfluß an großen politischen Männern entsteht, während in den Ländern, wo absolute Regierung im Finstern herrscht, beständig ein Mangel an matière ministerielle ist. Aber auch das ist nicht genug, es muß Concurrenz stattfinden, freie Concurrenz aller intelligenten Kräfte außerhalb des Parlaments, welche ihre Aufmerksamkeit auf das Wohl des Vaterlandes richten, also Preßfreiheit mit Jury unter dem Schutz eines starken Oberhauses. Denn nirgends kann Preßfreiheit auf die Dauer existiren, nirgends ist sie ungefährlich, als da, wo ein unerschütterliches Oberhaus der Krone zur Seite steht. Was

ist die Jury überhaupt? Sie ist Concurrenz eines nicht ständigen Theils des Gerichts mit den ständigen Richtern, durch Theilung der sehr verschiedenen Acte des richterlichen Geschäfts. Es ist aber unmöglich, daß irgend Jemand über Jury oder Schifffahrt urtheile, der nicht Augenzeuge war. — Concurrenz ist die Seele der constitutionellen Monarchie, aber, wohl zu bemerken, öffentliche Concurrenz! Concurrenz ist im Conclave wohl nicht minder als im Parlament, aber wie anderer Art! Auch in Rußland, auch in Oesterreich ist Concurrenz zwischen den Günstlingen des Fürsten M. und den Günstlingen des Grafen K., aber Alles das geschieht heimlich. Durch offenen Wettkampf werden die Kräfte Aller gefördert, die guten Kräfte. Irrig ist das Wort der unbeholfenen Schwächlichen: das Amt müsse den Mann suchen. Da sizt der Gelehrte und lies't von Themistokles und Perikles, aber hat nicht den Muth, ein Wort öffentlich zu sagen. Heraus, zeige Deine Kraft, Deinen Willen, damit der Würdigste an's Staatsruder komme, mit Aller Beifall, zu Aller Nuzen.

Einzig und allein die Krone muß außer und über aller Concurrenz sein, denn die Erfahrung lehrt, daß es kein anderes Mittel giebt, brudermörderischen Bürgerkriegen vorzubeugen, als die Bestimmung, daß die Krone erblich seyn solle. Es ist kein Zweifel, die Erfahrung lehrt, die Nothwendigkeit gebietet, daß Erbreich besser ist als Wahlreich, daß Ehe besser ist als Polygamie, daß es kein Mittel giebt, den Werth der Stimmen in einer Raths-Versammlung zu wägen, daß Zählung der Stimmen und Anerkennung der Majorität der einzig mögliche Ausweg ist, aus dem Labyrinth der sich widersprechenden Meinungen.

Das staatliche System der constitutionellen Monarchie ist die Entdeckung und Sitte der germanischen Völker, so gut wie die Ehe, und beide Institutionen sind die Bedingungen,

damit das civilisirte Leben über den ganzen Erdball sich verbreite, und somit die möglichste Summe von Menschenglück auf diesem kleinen Stern gedeihe. Werfen wir den Blick auf den Globus, so ist es betrübend, zu bedenken, wie die größten Strecken und die schönsten Länder niedergedrückt sind von Tyrannei. Wo ist in ganz Asien ein glücklicher, ein wohlorganisirter Staat? Africa ist in staatlicher Hinsicht kaum zu nennen. In America ist Ordnung nur unter den Völkern germanischer Abkunft, welche die Elemente der staatlichen Ordnung mit sich über den Ocean brachten. Die Völker romanischer Abkunft und Bildung sind fortwährend in chaotischer Unordnung, mit Ausnahme eines Landes, wo die Rudimente der constitutionellen Monarchie erblickt werden. Noch einige Menschenalter mag die Präsidentschaft der Vereinigten Staaten auf dem vom edlen Washington ererbten Stuhle standhalten, dann aber, wenn auch in Nordamerica eine Masse von eigenthumslosen Proletariern siedelt oder vagabondirt, ohne bequemen Abfluß nach Westen zu finden, wenn der Arbeitslohn überall gesunken ist, dann wird die bisherige Verfassung unmöglich sein und die Wehen zur Geburt des Königthums werden beginnen; schwere Zeiten werden über America kommen, ehe und bevor das constitutionelle Königthum eine feste Basis gewonnen haben wird, vornämlich, wenn dazwischen Kämpfe der Racen fallen, wie sie in den südlichen Staaten fast nicht ausbleiben können. Denn in fast allen Nordamerikanischen Staaten ist Universal-Suffrage, allgemeines Stimmrecht; der, welcher nichts steuert, hat eben so viel Stimmrecht, wie der steuernde Bürger; das ist gegen die Natur der Dinge, das ist ungerecht, und diese Ungerechtigkeit wird ihre Früchte tragen. In den bevölkerten Uferstaaten kann es bald dahin kommen, daß die Besitzenden, um Sicherheit für ihr Besitzthum gegen die Menge der Eigenthumslosen zu haben, sich

einem militairischen Dictator unterwerfen, mit Verzicht auf ihre politischen Rechte. Dann können Menschenalter hingehen, bis die Bürger ihre Rechte wieder erkämpfen und eine constitutionelle Monarchie begründen. Schon existirt diese da, wenigstens im Entwurf, wo das südliche Kreuz am Himmel glänzt, in Rio. Und kein Zweifel ist für den menschenfreundlichen Politiker, der ein bischen Phantasie hat: nicht die Französische Revolution und ihre Nachäfferei, aber das wahrhaft germanische, constitutionelle Königthum wird die Runde um die Erde machen, und mit ihm wird Gesittung und Aufklärung, werden alle Künste des civilisirten Lebens sich verbreiten über alle Continente und Inseln. Vermöge des constitutionellen Königthums wird Arbeit und Eigenthum und Eigenthum und Arbeit allüberall geschützt sein, und der Reisende wird die Freude haben, von Tag zu Tag Fortschritte der Menschheit zu sehen, neuglänzende Dächer und beglückte Mütter und neue Kirchen und Rathhäuser, freilich auch mitunter neue und vergrößerte Gefängnisse.

Wir wollen uns kein Utopien denken, aber wer auch nur einen Blick nach England hinein gethan hat, der muß durchdrungen worden sein von der Ueberzeugung, daß die Welt vorwärts geht, und daß England den Anstoß giebt an allen Küsten aller Oceane, den Boden zugänglich macht, für die Vortheile der Civilisation.

Come, bright Improvement! on the car of Time
And rule the spacious world from clime to clime;
Thy handmaidarts shall every wild explore,
Trace every wave and culture every shore.

Ein Holsteinischer Matrose drückte mir dasselbe aus, freilich auf seine prosaische Weise. Er rühmte sich, in der mittelländischen See, in Nordamerika und Südamerika, kurz ‚allenthalben' gewesen zu sein. Ich fragte ihn, wo ihm das Land

am besten gefallen habe? Er nannte einen unbedeutenden Hafen in den Vereinigten Staaten. Auf die Frage, warum er sich da am besten gefallen habe? war die Antwort: ‚So wiet man sehn kann, nix as Kartüffeln un Toback' — so weit man sehen kann, nichts als Kartoffeln und Tabak! — Ich weiß wohl, daß mancher Leser hier vornehm die Achseln zuckt, daß ich gewissermaaßen meinen guten Landsmann preisgebe. Ich weiß sehr wohl, daß es nicht allein mit Kartoffeln und Taback gethan ist, daß der Mensch nicht allein vom Brodt lebt, aber ich bin der Meinung, daß der Welt noch weniger geholfen ist mit politischer Ideologie, mit den staatlichen Theorieen von Haller und Ancillon, mit dem ewig wiederholten Saz: laßt uns besser werden, gleich wird's besser sein. Der Mensch kann auf Erden nicht leben ohne Arbeit, und die Arbeit strebt nach Eigenthum, welches von Rechtswegen besessen wird, denn es ist Erarbeitetes. Nur da wird gearbeitet, wo das Eigenthum sicher ist, also in England, nicht in der Türkei, nicht in Persien, nicht in dem vom Himmel gesegneten Cachemir. Also Eigenthum und Fortschritt, nicht Fortschritt und Eigenthum! Jeder Arbeiter will gern vorwärts. Und vorwärts ist das Zauberwort, wodurch das Glück der Einzelnen, der Familien, des Vaterlands gebaut wird. Vorwärts schreitet das Kind, der Jüngling, der Mann. Die Puppe wird weggeworfen, der Jüngling glaubt, das größte Glück sei, mit dem Mädchen zu tanzen, bald genügt auch das nicht; der Mann will und muß arbeiten, sorgen und kämpfen, Mann gegen Mann, für Weib und Kinder, für die Gemeinde, für das Vaterland. Und es gelingt, der Besiz erweitert sich, das Bäumchen wird zum Baum, die Heerden haben sich gemehrt, das Wohnhaus wird zu eng, statt des Strohdachs erhebt sich das Schieferdach, umgeben von zierlicher Veranda; das Schiff kehrt heim

nach glücklicher Fahrt, die Zahl der Schiffe nimmt jährlich zu, die Aecker tragen mehrfältig, die Waarenhäuser steigen in Reihen empor, die Schwiegersöhne und Schwiegertöchter sizen rechts und links zu Tische, die Schulen werden zu klein, werden neu erbaut, es wird eine neue Kirche errichtet. Die Gemeinde gedeiht, alle Gemeinden des Vaterlands senden jüngere, aber wohl ausgestattete Söhne über die See. Wer einen Tag in London zubrachte, wird wissen, wie man dort von Reisen nach Malta und Alexandrien, nach New-York und Rio, nach Bombay und Calcutta redet, gleichwie in Berlin und Wien von Ausflügen nach Potsdam und Schönbrunn geredet wird. Aber auch da siegt die Bewegung, auch da thut das Zauberwort seine Wirkung. Die Eisenbahnen verlängern sich, die Locomotiven fliegen schneller als die Dampfschiffe, die Erde wird besiegt von Schienen, wie vom Pfluge; von den eisigen Höhen der Alpen und Cordilleren bis zu den Marschen an den Flußmündungen wird alles urbare Land bebaut, die Erndten von Reis, von Kaffee, von Zucker werden verzehnfacht, verhundertfacht. Der Arbeiter frühstückt mit Thee aus China und Zucker aus Süd-Amerika, kleidet sich in Baumwolle vom Missisippi, seine Lampe brennt mit Sesamöl vom Nil und sein Fuß geht auf der Haut der Rinder vom Plata. Jede Erfindung, jede Verbesserung eilt über die Erde; schneller als Guttenbergs Kunst von Mainz über Deutschland, ist die Lithographie von München über alle Meere gereis't. Alles gelingt durch das Zauberwort: Vorwärts. Darin begriffen liegt allerdings die Anhäufung von Eigenthum und die Vielkinderei. Gutes und Schlimmes bringt die Vielkinderei, wie die Ehe, der Staat, die Presse, die Erblichkeit der Krone, die Verhandlung des Parlaments, die Kunst des Arztes, die Mission des Geistlichen. Wenn der Arbeiter nicht vorwärts gewollt hätte, um seinen Zustand

zu verbessern, sich nicht früh verheirathet und drei Söhne gezeugt hätte, so könnte der eine nicht seinen Plaz als Matrose ausfüllen, der andere wäre nicht als unermüdlicher Jäger zu der Mündung des Columbiaflusses vorgedrungen. Aber Vorwärts, das gelobte Vorwärts bezeichnet keineswegs ausschließlich oder auch nur vorzugsweise Fortschritte im Materiellen. Die Thätigkeit, die Entwickelung der geistigen Kräfte bleibt immer die Hauptsache, oder besser, das Hauptziel! Damit dies erreicht werde, ist gar viel erforderlich, nicht nur die receptive Intelligenz, die sich mit fremden Gedanken aus Büchern nährt, sondern auch Willenskraft zu handeln, zu edlen Thaten, und Vorsicht, Voraussicht des Künftigen, so viel dem Menschen davon erlaubt ist. Also vor allen Dingen Vorsicht der Väter, bevor sie die Pflichten eines Vaters übernehmen. Von der andern Seite ist erforderlich eine gewisse Basis von körperlichem Wohlsein, Sicherheit vor Noth und Elend. Zur Größe, zum Glück Englands war es nicht genug, daß es Gelehrte in Oxford und Cambridge nährt, die am Kaminfeuer des comfortablen Studirzimmers sich auf dem Gipfel des Glücks fühlen. Nimmermehr kann das Glück für Dich allein genügen, Glück ist nur möglich, wenn es ein gemeinsames ist mit allen denkenden, fühlenden Wesen, denn ich bin nichts mehr, nichts besser als alle andern, ich will nichts Exclusives, sondern will vorwärts mit meinem Volk, mit der ganzen Menschheit. Den Blick vorwärts, über das Jahrhundert, über das Grab hinaus, über den anthropomorphischen Himmel der Kinder, vorwärts aus dem Endlichen in's Unendliche. Wer sich sagen kann, daß er gut gearbeitet hat auf Erden, der wird ruhig, der wird ermüdet, aber freudig sterben, denn das Zauberwort: Vorwärts, wird ihn hinübertragen über das Grab, welches dem thätigen, menschenfreundlichen Erdenbürger nur als eine kurze Unterbrechung

erscheint für sein Streben nach Wahrheit, nach Recht, nach Wohlsein und Bessersein für Mitbürger und Mitmenschen. Ich habe viele Menschen sterben sehen, die Euthanasie ist am meisten da zu finden, wo ehrliche Arbeit gewesen und das Wort des Lebens diesseits und jenseits ist: Vorwärts! so weit die Sehnsucht reicht oder strebt.

Zu verbessern:

S. 49 Z. 7 v. u. ließ Arbeiter statt Eigenthümer.

S. 160 lezte Z. ließ Hansestädte statt Hauptstädte.

S. 17 vor Zeile 4 ist einzuschalten:

Ungeachtet an der Schwelle jeder Wissenschaft und Kunst manche Säze dem Eintretenden begegnen, die den Schein der selbstverständlichen Wahrheit an sich tragen und doch irrig sind, so ist es doch glücklicherweise sicher, daß nichtsdestoweniger der Kern der guten Doctrin aus solchen Säzen besteht, die dem gesunden Verstand gradezu faßlich sind. So auch mit der Lehre von der Oeconomie der bürgerlichen Gesellschaften.

Zet

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hegewisch, Franz Hermann,

Eigenthum und Vielkinderei Hauptquellen des Glücks und des Unglücks der Vö
lker

Kiel 1846

Pol.g. 397 rc
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10769321-6